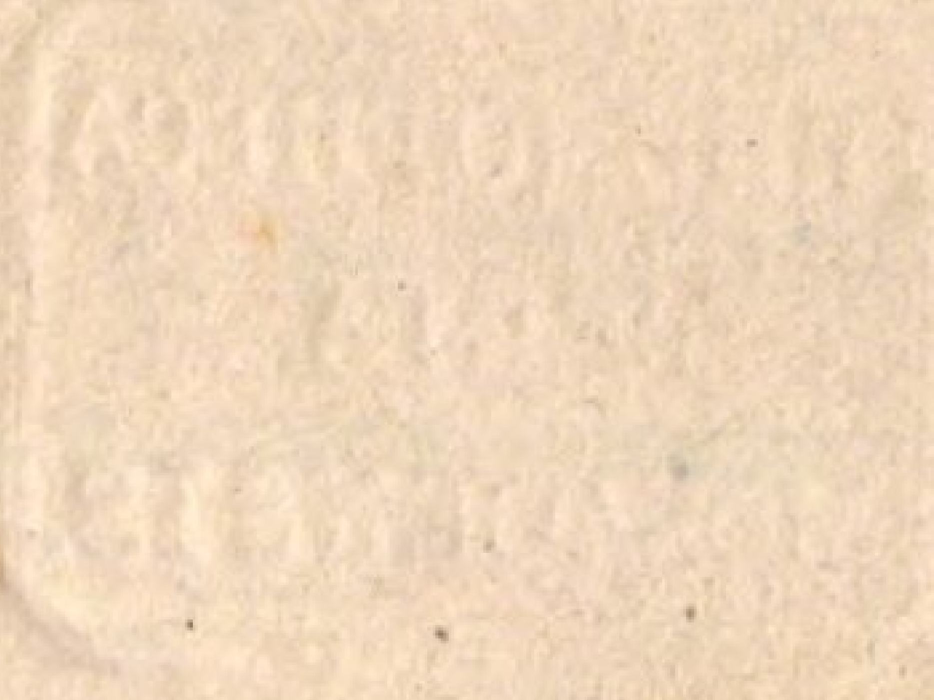
A. gr. a.
1499

(Homer)
Marées

1499

Ex bibliotheca
Steph. Quatremeri.



Versuch
über die
Cultur der Griechen
zur Zeit des Homer.

Nebst einigen
geographischen Anmerkungen
zu
Robert Woods Versuch
über das
Originalgenie des Homer.

Von
H. W. A. de Marées,
Professor am Königl. Joachimsth. Gymnasium in Berlin.

7

Berlin, 1797.
In der Königl. Preuß. akad. Kunst- und Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Dieser Versuch, der schon vor einigen Jahren ausgearbeitet, dessen Bekanntmachung aber durch mancherley Umstände bisher verzögert worden, enthält kein vollständiges Sittengemählde des homerischen Zeitalters; sondern bloß einzelne Züge zu demselben, die aus der Iliade und Odyssee gesammlet sind, um zu zeigen, wie weit die Griechen, als diese Gedichte verfertigt wurden, es in den verschiedenen Gegenständen der Cultur gebracht hatten. In

dieser

dieser Rücksicht habe ich die Stellen, welche vornehmlich darauf Bezug zu haben schienen, sorgfältig zusammengetragen, sie geordnet und Resultate aus denselben gezogen. Der Leser findet also hier die wichtigsten dieser Stellen beysammen, und kann, wenn er auch meine Meinung nicht billigen sollte, selbst urtheilen.

Ich habe manches zu behaupten gewagt, was mit den Meinungen großer und von mir verehrter Männer, besonders des Mannes, welcher um die Critik der homerischen Werke sich so unsterbliche Verdienste erworben hat, nicht übereinstimmt; manches, was, so viel ich weiß, noch von keinem behauptet worden; und ohne Zweifel manches, worin ich geirrt habe. Aber eben von jenen Männern kann derjenige am ersten Nachsicht hoffen, der red-

lich

lich Wahrheit suchte, wenn nur seine Bemühungen nicht ganz fruchtlos geblieben sind.

Die Ausarbeitung dieses Versuchs gab mir Veranlassung, Woods bekanntes Buch nochmals sorgfältig durchzulesen. Bey dieser Gelegenheit glaubte ich unter andern manche geographische Unrichtigkeit zu bemerken, und ich wage es, einige dieser Bemerkungen hier mitzutheilen, weil sie, meines Wissens, noch von Niemandem gemacht worden sind.

Die Abhandlung über Odyssee XV, 402—412 beruhet freilich auf einer bloßen Hypothese; indessen, wenn sie auch manchen meiner Leser nicht befriedigen sollte; so enthält sie doch vielleicht nebenbey einiges, was ihre Bekanntmachung entschuldigen könnte.

Ich

Ich habe es versucht, Fehler, die ich in Woods Buche zu entdecken glaubte, zu verbessern; andere werden wieder in diesem Werkchen Fehler zu verbessern finden; und doch soll es mich nicht gereuen, dasselbe bekannt gemacht zu haben, wenn dadurch das Studium des Dichters etwas gewinnt, der mir die Stunden der Erholung von Arbeiten ganz anderer Art so oft versüßt hat.

Berlin, den 2. April 1797.

Der Verfasser.

Versuch über die Cultur der Griechen zur Zeit des Homer.

Wenn man die verschiedenen Meinungen von den Sitten und Kenntnissen des Homer mit einander vergleicht; so scheint es bey dem ersten Anblick fast unerklärlich, wie man über einen und denselben Gegenstand so widersprechend habe urtheilen können. Allein es ist bekanut, daß die meisten, welche über die Cultur des homerischen Zeitalters Untersuchungen anstellten, mehr darauf bedacht waren, gewisse Lieblingsmeinungen zu vertheidigen, als unpartheyisch die Wahrheit zu erforschen. Es ist daher sehr begreiflich, wie die Alten durch die Begierde, dem bewunderten Dichter der Nation eben den Grad der Cultur zuzuschreiben, welchen sie selbst erreicht hatten, über die Gränze der Wahrheit hinausgeführt wurden, und ihn für

einen gelehrten Physiker, Philosophen, Geschichtschreiber, Geographen und Arzneykundigen halten konnten. Einige von den Neueren gingen auf der andern Seite so weit, daß sie den Dichter und seine Zeitgenossen als Halbwilde ansahen, die mit den Beduinen füglich in eine Classe gesetzt werden könnten; dahingegen andere ihn als einen Lehrer der Humanität, auch für unsere Zeiten, betrachteten *).

In-

*) Zum Beweise mögen folgende Stellen dienen: „In seinen Urtheilen über den Werth oder Unwerth, über die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit von Dingen, Gesinnungen und Handlungen: über die Natur, ihre Kräfte und Erscheinungen, und über Religion werden sich allenthalben Spuren der Stufe der Kindheit finden, auf der seine Nation damals stand. Vorzüglich wird diese Kindheit aus seinen moralischen Urtheilen hervorleuchten. Unsere Sittenlehre und unsere Tugend dürfen wir beym Homer nicht vermuthen. — Mehr als die ersten Sätze des Naturrechts und der Klugheitslehre konnte Homer nicht wissen. Und auf diese oft noch mangelhaften Sätze gründen sich seine moralischen Urtheile. Dieser Mangel an Ausbildung und Verfeinerung zeigt sich auch in seinem Gefühl fürs Schöne: seine Phantasie ist feurig, aber oft zu kühn und zu üppig: er empfindet das sinnliche Schöne fein und wahr: aber nicht die höhere intellectuelle und sittliche Schönheit. Die erstere oder die Harmonie des Ganzen durch Uebereinstimmung der Theile unter sich und zum Ganzen ahndete er nur dunkel: die letztere kannte er gar nicht

Indessen ist es nicht zu läugnen, daß gewisser- maßen der Grund dieser sich so geradezu widerspre- chenden Urtheile im Dichter selbst liege. Dieser nehmlich spricht in verschiedenen Stellen über Re- ligion, Moral, Kenntnisse aller Art so verschieden, daß die Meinung, ein großer Theil dessen, was man bisher dem Homer zugeschrieben, rühre aus

 den

---

nicht. Köppen über Homers Leben und Gesänge." S. 31.

„O Homer, so oft ich Deine Iliade lese, finde ich in ihr neue Züge der ordnenden Weis- heit, Klugheit und Menschenliebe, mit der Du wilde Verhältnisse eines rohen Zeitalters erzählest. Keine Lehre, keine Warnung entfließt Deinen Lippen, als ob sie die Deinige wäre; jedes Laster, jede Thor- heit, jede Leidenschaft selbst lehret und warnet. — Man lese seine Beschreibungen des Todes der Er- schlagenen, man lese Hektors Abschied von seinem Weibe und Kinde, man bemerke jeden Zug, mit dem der Dichter des Achills erwähnet, insonderheit, wenn er ihn selbst redend einführet, auch was er hie und da über das Glück und Unglück des menschlichen Le- bens, über Reichthum, Ehre, Adel der Seele und des Geschlechts, über Gerechtigkeit, Tapferkeit, Ge- duld, Weisheit, Mäßigung, Sanftmuth, Gastfreund- schaft, Verschwiegenheit, Treue, Wahrheit, über die Verehrung der Götter, die Ergebung in den Willen des Schicksals, und die ihnen entgegengesetzten Thor- heiten und Laster einstreuet; welch eine Schule der Humanität ist in ihm!" Briefe zur Beför- derung der Humanität, herausg. von Herder. 3. Samml.

den Zeiten einer höheren Cultur her, dadurch bestätigt zu werden scheint. Allein da nicht bloß gewisse Gesänge oder größere Stücke derselben, sondern auch einzelne, durch beyde Gedichte zerstreute, aber mit dem Uebrigen in der genauesten Verbindung stehende, durch poetischen Werth sich vor andern auszeichnende Stellen diese Spuren einer höheren Cultur enthalten; so muß man entweder annehmen, daß ein späterer, aber kunstreicherer und größerer Dichter, als Homer, die rohen Gesänge des alten Barden durchaus verbessert und verschönert habe, oder daß von dem Manne, welcher den größten Theil der Iliade und Odyssee, wahrscheinlich weit später, als man gewöhnlich glaubt, sang, auch jene Stellen herrühren. Läßt sich aber von einem Unbekannten ein solcher Grad von Selbstverleugnung erwarten, daß er sein Genie bloß dazu werde angewendet haben, einem mittelmäßigen Dichter die Unsterblichkeit zu verschaffen, der er selbst ungleich würdiger gewesen wäre?

Jene anscheinenden Widersprüche lassen sich indessen, meines Erachtens, auf folgende Weise ohne Schwierigkeit heben. Die Cultur der Griechen, welche Homer besingt, muß nothwendig von der seiner Zeitgenossen sehr verschieden gewesen seyn. Wir wissen zwar nicht bestimmt, wie lange der Dichter nach der Eroberung Trojas lebte; aber daß während dieses Zeitraums sehr große Veränderungen mit den Griechen vorgegangen seyn müssen, leidet keinen Zweifel. Die vielen Gefangenen,

nen, selbst aus den höheren Ständen, welche aus dem cultivirteren Asien nach Griechenland geführt wurden, der lange Aufenthalt so vieler Griechen in jenem Lande, die Seereisen nach Aegypten und Phönicien, die Handelsverbindungen mit den Ausländern mußten Griechenland mit Kenntnissen, Künstlern und Kunstwerken aller Art bereichern, die vor und in den trojanischen Zeiten hier unbekannt waren.

Hieraus läßt es sich also erklären, warum Homer in der Schilderung der Sitten sich bisweilen zu widersprechen scheint. Die Charaktere seiner Götter und Helden tragen freilich noch sehr deutliche Spuren des rohen Zeitalters an sich, in welchem sie gebildet wurden, und er konnte diese alten Ueberlieferungen nicht willkührlich nach der Denkungsart seiner Zeit abändern, ohne daß sie seinen Zuhörern völlig unkenntlich geworden wären. Er mußte daher seine Götter und Helden dem Charakter gemäß reden und handeln lassen, welchen ihnen der Volksglaube einmal beygelegt hatte. Wenn er hingegen von der Gottheit im Allgemeinen redet, wenn er Personen schildert, von welchen sich aus dem Alterthume nichts weiter, als der Name erhalten hatte; so konnte er sich schon mehr der Denkungsart seiner Zeitgenossen nähern. Er bediente sich dieser Freiheit auch; aber nicht ohne Einschränkung, weil sonst die Harmonie und das richtige Verhältniß der Charaktere zu einander gänzlich würde verloren gegangen seyn.

Eumäus würde den Ulysses, welchem er schon an Cultur sehr nahe kommt, eben so sehr darin übertroffen haben, als Ulysses den Herkules. Wenn daher Homer sowohl die Haltung in Schilderung der einzelnen Charaktere, als auch das Verhältniß derselben zu einander bisweilen nicht strenge beobachtet haben sollte; so ist offenbar der Grund davon in der so verschiedenen Cultur seines und des heroischen Zeitalters zu suchen. Deshalb ist auch in den folgenden Betrachtungen besonders auf die Stellen Rücksicht genommen worden, wo er uneingeschränkt der Denkungsart und den Kenntnissen seiner Zeitgenossen gemäß reden konnte, z. B. auf seine Gleichnisse.

Aus dem bisher gesagten ergiebt sich nun zweyerley: Erstlich, da die Cultur Griechenlandes, von der Eroberung Trojas an bis auf den Homer, in beständigem Zunehmen war; so muß dasjenige, was einen höheren Grad derselben anzeigt und voraussetzt, von dem Zeitalter, worin der Dichter lebte; alles hingegen, was damit nicht übereinstimmt, von den früheren und roheren Zeiten, welche er besingt, verstanden werden. Zweitens, wer die Sitten des Homer schildern will, muß mit sich selbst einig seyn, ob er die Cultur der Zeitgenossen, oder der Helden des Dichters beschreiben will. Wer diese beyden so verschiedenen Gegenstände nicht genau von einander unterscheidet, muß in Widersprüche verfallen, und wird, anstatt zur Erklärung des Dichters etwas

beyzutragen, vielmehr sich und seine Leser verwirren.

Da meine Absicht bey gegenwärtiger Untersuchung ist, zu bestimmen, auf welcher Stufe der Cultur die Griechen standen, als Homer lebte; so kann ich, um zu etwas gewissem zu gelangen, keinen sicherern Führer wählen, als den Dichter selbst; denn was spätere griechische Schriftsteller über diesen Gegenstand sagen, ist theils zu unvollständig und unsicher, als daß es in Betrachtung kommen könnte; theils können wir bei dem reichhaltigen Stoff, welchen uns Homer selbst liefert, gar wohl fremder Hülfe entbehren.

Um nun diesen gehörig zu benutzen, werde ich die zu unserem Zwecke dienenden Stellen wörtlich anführen, sie nach den verschiedenen Arten der Kenntnisse ordnen, daraus dann allgemeine Resultate ziehen und den Grad zu bestimmen suchen, welchen die Cultur zu des Dichters Zeiten in Griechenland erreicht hatte.

Vom Landbau.

Ich fange mit diesem Gegenstande an, weil Homer selbst den Landbau als das erste Merkmahl der Cultur eines Volks vorstellt. „Wir kamen, „erzählt Ulysses, in das Land der rohen, gesetz„losen Cyclopen, welche nur den unsterblichen „Göttern vertrauen*), und weder mit ihren Hän„den Pflanzungen anlegen, noch pflügen; son„dern ungesäet und ungepflügt wächst alles, Wei„zen und Gerste und Weinstöcke, welche große „Trauben tragen, und der Regen des Zeus nährt „sie ihnen." Od IX 106—111. Also eben deswegen beschreibt er dieses Hirtenvolk als halbwild, weil es die Kunst, Pflanzungen und Weinberge anzulegen, den Acker zu bauen und ihn zu wässern, nicht

*) Ein Ausdruck, der nicht sowohl von ihrer Frömmigkeit, als von ihrer Sorglosigkeit verstanden werden muß, denn Od. IX. 275 läßt er den Polyphemus sagen: „Wir Cyclopen achten nicht des donnernden Zeus, noch der seligen Götter, denn wir sind weit vortrefflicher."

nicht verstand. Ja, aus der Lebensart des Polyphemus sehen wir, daß es nicht einmal die wild wachsenden Früchte zu benutzen, aus dem Getreide keine Speise, aus den Trauben kein Getränk zuzubereiten wußte.

Die Getreidearten, welche gebauet wurden, waren Weizen, Gerste und diejenige Getreideart, welche Homer ζεια nennt. Letzterer gedenkt er nur einmal, Od. IV, 604. Einige übersetzen es durch Spelz. Allein erstlich ist Spelz eine Art Weizen, und von dem gewöhnlichen, dem Ansehen nach, fast gar nicht unterschieden, und doch setzt Homer Πυροι und ζειαι unmittelbar nach einander. Zweytens ist der Spelz gerade die beste und edelste Art von Weizen, und Homer erwähnt der ζεια bloß als Pferdefutter. Was aber auch unter der Zea des Homer zu verstehen seyn mag; so muß sie doch sehr häufig seyn gebauet worden, wenn nehmlich das Wort ζειδωρος von ζεια abzuleiten ist, wie Plinius VIII. 8 behauptet. Die Getreideart, die Homer Il. V, 196 und Il. VIII. §. 60 ολυρα nennt, welches man ebenfalls durch Spelz übersetzt, läßt sich nicht näher bestimmen, als daß sie auch den Pferden zum Futter diente.

Wie sorgfältig man den Acker zubereitete, und wie allgemein der Ackerbau getrieben ward, beweiset der Umstand, daß man das abgeerndtete Feld nicht etwa so lange brache liegen ließ, bis es wieder neue Kräfte und Fruchtbarkeit gesammelt hatte,

te, sondern es schon sorgfältig düngte. „Auf dem „vielen Dünger der Maulthiere und der Stiere, „welcher ihm vor den Thoren aufgehäuft lag, da„mit die Knechte ihn wegführten, um die weitläuf„tigen Ländereien des Odysseus zu düngen." Od. XVII, 297—299. Dieser Umstand setzt wirklich schon sehr beträchtliche Fortschritte im Landbau voraus, besonders in einem Boden, wie der griechische in den meisten Ebnen und Thälern ist, welcher auch ohne diese sorgfältige Behandlung die Arbeiten des Landmanns lohnt.

„Als sie so weit sich entfernt hatten, als Maul„thiere an des Ackers Ende gewinnen, denn sie „ziehen schneller, als Stiere, den fest verbunde„nen Pflug durch die tiefe Brache;" Il. X, 351 bis 353. „Oder wären zum Pflügen zwey der „trefflichsten Stiere da, muthvoll, groß, gesättigt „des Grases, gleich an Alter und Stärke, von „unermüdeter Kraft; wäre dann auch ein Feld von „vier Morgen, und wiche die Scholle unter dem „Pfluge, dann solltest Du sehen, ob ich Dir nicht „um eine ganze Furche vorpflügen wollte." Od. XVIII, 370 — 374. „Auf demselben (dem „Schild des Achilles) bildete er ab ein lockeres „Brachfeld, einen fetten, breiten, dreymahl ge„pflügten Acker. Viele Pflüger trieben die Joche „auf demselben herum, und lenkten hiehin und „dorthin. Diesen aber, wenn sie zurückkehrten, „und an das Ende des Ackers kamen, reichte dar„auf ein umhergehender Mann, den Becher des

„ho-

„honigsüßen Weins. Diese kehrten dann wieder „zu den Furchen zurück, voll Begierde, das Ende „des tiefen Feldes zu erreichen. Hinten hatte das „Land ein schwärzliches Ansehen, und schien ge„pflügt, ob es gleich von Gold war.“ Il. XVIII, 541 — 549.

Homer beschreibt zwar die Gestalt des Pfluges nicht genau; aber er muß doch viel vollkommener und zweckmäßiger eingerichtet gewesen seyn, als der, dessen man sich noch in manchen östlichen Gegenden Europens bedient, und der aus einem starken zugespitzten Zweige besteht. Das Beywort Πηκτον, das Homer demselben beylegt, läßt uns nicht zweiflen, daß er künstlicher zusammengesetzt gewesen, so wie auch der Umstand, daß man zum Ackergeräthe viel Eisen gebrauchte: „Wenn er „auch weitläuftige und fruchtbare Aecker besitzt; so „wird er doch damit fünf Jahre lang auskommen; „denn ihm wird der Pflüger aus Mangel an Eisen „nicht nach der Stadt gehen dürfen, sondern er „wird es ihm von seinem Vorrath reichen;“ Il. XXIII, 832 — 835.

Vielleicht giebt uns nichts einen deutlichern und sicherern Beweis von dem wirklich hohen Grade der Vollkommenheit, welchen der Ackerbau erreicht hatte, als der Umstand, daß ein Feld mehrmahls umgepflügt ward, ehe man es besäete, welches das Beywort dreymahlgepflügt (τριπωλοσ) anzeigt. Ein Grad von Industrie, zu welchem nur

nur wenige europäische Völker, die es in der Cultur weit gebracht zu haben glauben, gelangt sind, und welcher zu erkennen giebt, daß man schon längst Ackerbau getrieben, schon viele Versuche müsse gemacht und Verbesserungen angebracht haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Ackerbau durch ägyptische Colonisten zuerst nach Griechenland gebracht worden; aber die Griechen müssen ihn selbst bis zu dem Grade, wie ihn uns Homer beschreibt, vervollkommnet haben, da bekanntlich die ägyptische Art, den Acker zu bestellen, sehr einfach und für den griechischen Boden gar nicht zureichend war. Die Kunst, den Acker gehörig zu pflügen, die Verbesserung des Pfluges selbst, das Düngen, sind sicher alles griechische Erfindungen.

Wo selbst unter einzelnen Besitzern Streitigkeiten über die Gränzen der Aecker entstehen, und diese Streitigkeiten durch Vermessungen entschieden werden, da muß man wenig unangebauetes Land, einige Kenntniß der Markscheidekunst, allgemein angenommene Maaße und überhaupt eine ordentlich eingerichtete Staatsverfassung vermuthen. Von allem diesen finden wir sehr deutliche Beweise im Homer. „Wie zwey Männer über „die Gränze sich streiten; Maaße in der Hand hal„tend, stehen sie auf der gemeinsamen Scheidung „des Ackers in geringer Entfernung von einander, „und hadern wegen der Gleichung." Il. XII, 421 bis 423. „Einen Stein, welchen die Menschen „vor Zeiten gesetzt hatten, zu bezeichnen die Gränze „des

„des Ackers.“ Il. XXI, 405. „Da befahlen sie „ihm ein schönes Stück Land zu wählen, funfzig „Morgen groß; die Hälfte Weinland, die Hälfte „aber unbewachsenes Ackerland.“ Il. IX, 574 — 576. „Als er da lag, bedeckte er sieben Hufen (πελεθρα.).“ Il. XXI, 407. Ob sich gleich die eigentliche Größe dieser Maaße aus dem Homer nicht bestimmen läßt; so erhellet doch so viel daraus, daß bereits allgemein bekannte und genau bestimmte Maaße zur Vermessung des Landes müssen vorhanden gewesen seyn.

Das Bewässern der Aecker und Gärten ist zwar an sich eben kein Beweis von großer Kenntniß des Landbaues, denn um einzusehen, wie nöthig dieses zur Fruchtbarkeit sey, wird nur ein sehr geringer Grad von Beobachtungsgeist erfordert; allein bey einem Volke, welchem es an Industrie fehlt, wird man doch diese Art, den Acker fruchtbar zu machen, vergeblich suchen. Zweytens beweist dieser Umstand, daß man nicht bloß die an Flüssen und Quellen gelegenen Gegenden angebauet habe; sondern daß man wegen der Volksmenge genöthigt gewesen sey, auch die trocknern Felder zu bearbeiten. „Wie, wenn ein Graben ziehender „Mann von der schwarz fließenden Quelle einen „Strom Wassers um Pflanzungen und Gärten „leitet, die Hacke in der Hand, und das, was „die Rinne verstopft, heraus wirft: indem es „hervorströmt, werden alle Steine mit fortgewälzt; schnell herabstürzend aber rauscht es auf

„dem

„dem abschüssigen Boden', und kommt noch dem „Führer zuvor." Il. XXI, 257 — 262.

Von keinem Geschäfte des Ackerbaues hat Homer eine so genaue und reizende Beschreibung gegeben, als von der Erndte, bey Gelegenheit der Beschreibung des Schildes des Achilles. „Auf demselben „bildete er ab ein Feld mit hoher Saat; da mäheten Erndter mit scharfen Sicheln. Dichte Griffe „fielen zur Erde auf das Schwad, andere banden die Garbenbinder mit Seilen zusammen, „denn drey Garbenbinder folgten gleich nach. „Aber hinten sammleten Knaben die Griffe, trugen sie in ihren Armen, und reichten sie rastlos „dar. Der Herr aber stand unter ihnen schweigend, den Stab in der Hand, am Schwad, „freudiges Herzens. Abwärts unter einer Eiche „bereiteten die Diener die Mahlzeit, und waren „beschäftiget, einen großen Stier zu schlachten. „Die Weiber aber streueten viel weisses Mehl zur „Speise für die Erndter." Il. XVIII, 550 — 560. „Wie Schnitter gegen einander eilend, das „Schwad mähen auf dem Felde des begüterten „Mannes, Weitzen oder Gerste, und dicht fallen „die Bunde." Il. XI, 67 — 69. Die Art zu erndten war also beynahe die nehmliche, wie bey uns; indessen kann ich nicht unterlassen, hier eines doppelten Umstandes zu gedenken, wodurch sich die Arbeiten der Erndte und des Landbaues überhaupt sehr vortheilhaft unterschieden, und wodurch die damahligen Griechen, als ein schon sehr culti-

virtes

virtes Volk erscheinen. Wie aus diesen, und in der Folge noch anzuführenden Stellen erhellet, wurden die Leute, die mit dem Ackerbau beschäftiget waren, sehr gut gehalten, und nicht, wie es bey uns gewöhnlich geschieht, mit den schlechtesten Nahrungsmitteln kümmerlich versehen. Zweytens wurden die schweren Feldarbeiten durchaus von Männern verrichtet, und das weibliche Geschlecht damit verschont. Ueberhaupt habe ich im Homer nirgends, so aufmerksam ich auch darauf gewesen bin, ein Beyspiel gefunden, daß schwere Arbeiten von Weibern wären verrichtet worden, ausgenommen das Mahlen des Getreides, welches aber zu den häuslichen Beschäftigungen gehörte. Je mehr das weibliche Geschlecht unter einem Volke von der groben Handarbeit befreyet ist, desto mehr Cultur läßt sich bey demselben vermuthen. Denn je roher die Menschen noch sind, desto mehr sind die stärkeren geneigt, den schwächeren die Arbeiten aufzubürden, die ihnen selbst zu lästig scheinen. Dieses geht nun so lange an, als die Menschen keine Bedürfnisse weiter kennen, als Stillung des Hungers und Durstes, nothdürftige Bedeckung und Schutz gegen das Wetter. Sobald sie aber mehr, als die ersten und nothwendigsten Bedürfnisse verlangen, sobald die Speisen zubereitet werden sollen, man mit denselben abwechseln und sie im Ueberfluß haben will, sobald in den Häusern Reinlichkeit, ja eine gewisse Eleganz herrschen soll, sobald man sich nicht mehr

in

in eine Thierhaut hüllen, sondern mehrere schön und künstlich gearbeitete Kleider haben will; so ist das weibliche Geschlecht nicht mehr im Stande, für Bedürfnisse und Luxus zugleich zu sorgen, und das männliche ist also genöthigt, selbst mit Hand anzulegen. Natürlich wählt dieses sich dann den Theil von Arbeiten, die ihm am angemessensten sind, zu denen es von Natur die meiste Neigung hat, die nehmlich, welche in freyer Luft verrichtet werden, und also auch die Geschäfte des Ackerbaues. Daß die Griechen der damahligen Zeit deswegen das weibliche Geschlecht bloß häusliche Arbeiten verrichten ließen, um es aus orientalischer Eifersucht einzukerkern, wird wohl keiner vermuthen, der den Homer aufmerksam gelesen hat. Helena, Penelope, Arete lebten auf einem solchen Fuß, und die geringern Weiber verrichteten zum Theil solche Geschäfte, z. B. bey dem Baden der Mannspersonen, welche beweisen, daß die Griechen von jener Sitte weit entfernt gewesen seyn müssen.

Zum Ackerbau gebrauchte man nicht bloß Sklaven, sondern auch Leute, die man zu diesem Behuf miethete, welches ebenfalls ein Beweis ist, daß wenig Land unangebauet lag. Wären viele noch nicht occupirte Ländereien vorhanden gewesen; so würde ein jeder lieber für sich, als um Lohn für andere das Feld gebauet haben. Ja aus folgenden Stellen sehen wir, daß schon Ländereien verpachtet wurden, und daß die Pächter wieder Ar-

beits-

beitsleute mietheten. „Ich wollte lieber, sagt „Achill, in der Unterwelt, für Lohn das Feld be„stellen bey einem anderen, kein Eigenthum be„sitzenden, Manne, der selbst in Dürftigkeit lebte, „als alle hingeschwundene Todten beherrschen.“ Od. XI, 488—490. „Es weiden sie theils Frem„de (gemiethete), theils die ihm gehörigen Hir„ten.“ Od. XIV, 102.

Der Lohn solcher Miethlinge bestand in Kleidung und Beköstigung. „Fremdling, wolltest du „wohl, wenn ich dich annähme, dich mir verdin„gen auf entferntem Acker, (Lohn sollst du hin„länglich erhalten), daß du Dornen sammlest und „große Bäume pflanzest? Da würde ich dir auf „ein Jahr die Kost reichen, dich mit Kleidern „versorgen und dir Schuhe an die Füße geben. „Aber da du nur Unthaten gelernt hast, wirst du „nicht arbeiten wollen; sondern lieber im Volke „herum betteln, damit du deinen unersättlichen „Bauch füllen kannst.“ Od. XVIII, 356—363. Es war also Schande, nicht zu arbeiten. Gerade das Gegentheil findet sich unter allen Völkern, die noch auf einer niedrigen Stufe der Cultur stehen, wo Arbeiten, besonders von dieser Art, für schimpflich geachtet werden, wie das Beyspiel der Wilden in Nordamerika, der Neger, der alten Deutschen und selbst der Türken lehret. Vergl. Il. XXI, 445 folg.

Das Getreide ward nicht, wie bey uns, gedroschen, sondern von Stieren ausgetreten, wel-

ches auch noch jetzt fast in allen Gegenden des Orients üblich ist. Weil man in Griechenland vornehmlich Weizen und Gerste bauete, deren dicke Aehren durch das Treten leichter die Körner verlieren, als Roggen und Hafer; so war dieses Verfahren dort anwendbarer, als bey uns. „Wie „wenn jemand zusammengespannt hat breitstir„nige Stiere, weiße Gerste zu dreschen auf schön„geebneter Tenne, und leicht zermalmet werden „die Aehren unter den Füßen der laut brüllenden „Stiere.“ Il. XX, 495—497.

Die Art, das Getreide zu reinigen, scheint von der unsrigen nicht verschieden gewesen zu seyn. „Wie der Wind die Spreu durch die heiligen Ten„nen hinführt, indem die Männer wurflen, wenn „die blonde Ceres unter dem Wehen der Winde „Frucht und Spreu von einander sondert. Il. V, 499. 500.

„Wie, wenn von der breiten Wurfschaufel in „der großen Tenne die schwarzen Bohnen, und „die Erbsen hüpfen unter dem rauschenden Winde, „und der Kraft des Wurflers.“ Il. XII, 588 —590. *)

Zum

*) Wer zu wissen wünscht, wie heut zu Tage der Anbau und die Behandlungsart des Getreides in jenen Gegenden beschaffen sey, und sich überzeugen will, daß man zu Homers Zeiten es schon weiter darin gebracht habe, der s. Björnståhls morgenländische Briefe 2. Heft, IX. Br.

Zum Mahlen des Getreides bediente man sich noch nicht eigens dazu errichteter Gebäude; sondern es geschah in den Häusern und ward, obwohl es als eine schwere Arbeit beschrieben wird, doch von Weibern, Sklavinnen nehmlich, verrichtet. Indessen war es auch die einzige schwere Arbeit, die diesem Geschlechte oblag; die übrigen alle verrichteten Männer. Die Einrichtung, und den Mechanismus ihrer Mühlen beschreibt uns Homer nicht näher; nur so viel ist aus ihm zu ersehen, daß sie durch Menschenhände in Bewegung gesetzt wurden, und daß es nicht, wie bey halbwilden Völkern, bloß ein paar Steine oder Mörser waren, mit denen das Getreide zermalmt ward. „Nahe dabey ließ sich ein mahlendes Weib aus „dem Hause hören, wo die dem Hirten der Völ„ker zugehörigen Mühlen standen. Auf densel„ben arbeiteten zwölf Weiber, die Gersten- und „Weitzen-Mehl bereiteten, das Mark der Män„ner. Aber die andern schliefen schon, nachdem „sie den Weitzen gemahlen hatten; nur die eine „ruhete noch nicht, denn sie war die schwächste. „Diese nun ließ die Mühle stehen.“ Od. XX, 105—111. „Funfzig Mägde hatte er im Hause; diese „mahlten die gelbliche Frucht auf der Mühle, jene „wirkten Gewebe, und drehten die Spindel.“ Od. VII, 103—105. „Einwärts zerbrach er den „Schild, indem er ihn warf mit dem Mühlstein-„ähnlichen Felsen.“ Il. VII, 270. Daß der Mechanismus dieser Mühlen die Arbeit erleichtert

habe, scheint der Ausdruck: Sie ließ die Mühle stehen (μυλην στησασα) anzuzeigen; allein sehr unvollkommen muß die Einrichtung derselben doch gewesen seyn, weil so viele Menschen dazu erfordert wurden.*)

Das Mehl wurde theils zu Brodt verbacken, theils als gekochte Speise genossen. Il. XVIII, 560. Il. XI, 639. Letztere Art scheint auf Reisen die gewöhnlichere gewesen zu seyn. Telemach nimmt kein Brodt mit auf die Reise. „Schütte mir, „(sagt er zur Euryclea,) Mehl in die fest genähten „ten Schläuche; es seyen zwanzig Maaße des „fein gemahlenen Mehls.“ Od. II, 354. 355. Also hatte man auch schon bestimmte Maaße, um das Mehl zu messen. Die Speisen von Mehl waren nicht allein die gewöhnlichsten; sondern man legte ihnen auch sehr viel Nahrungskraft bey; daher Homer oft das Mehl Mark der Männer (μυελον ἀνδρων) nennt. Diese Schätzung der vegetabilischen Speisen zeigt zugleich, daß die Griechen zu Homers Zeit schon längst kein Jagd- und Hirten-Volk mehr waren; denn ein solches zieht die animalischen Speisen den vegetabilischen vor, und bedient sich der letzteren bloß im Nothfall. Es

---

*) Vielleicht ist μυλη das einzige griechische Wort, welches ganz unverändert in die deutsche Sprache gekommen ist.

Es ist bekannt, daß der beständige Genuß des Fleisches den Charakter der Menschen roh, heftig, zur Grausamkeit geneigt; die Pflanzennahrung hingegen ihn sanft, empfindlich und mitleidig mache.

Ich werde hier auch etwas über einen andern Gegenstand des Landbaues sagen müssen, den Weinbau nehmlich, welchen Homer in seiner Beschreibung der Cyclopen Od. IX, 109—111. als ein Merkmahl der Cultur eines Volkes und einer wohl eingerichteten Verfassung angiebt. Da die Griechen kein anderes Getränk hatten, als Wasser und Wein; so läßt es sich leicht denken, daß sie bey der Tauglichkeit ihres Landes zu diesem Produkt, sich auf den Anbau desselben fleißig werden gelegt haben. Wirklich finden sich auch einige Stellen im Homer, woraus man schließen könnte, daß man fast eben so viel Land zum Wein- als zum Ackerbau benutzt habe. „Dort befahlen sie „ihm, ein sehr schönes Stück Land sich zu wäh„len; die Hälfte Weinland, die Hälfte unbewach„senes Ackerland.“ Il. IX, 574—576.

Was aber auch bey diesem Gegenstande des Landbaues die Griechen als ein schon sehr cultivirtes Volk bezeichnet, ist, daß sie nicht den Wein sogleich verzehrten; sondern um ihn zu veredlen, viele Jahre lang aufbewahrten. „Ihnen mischte „der Greis im Becher lieblichen Wein, welchen im „elften Jahre die Schaffnerinn öffnete, und den „Pfropf löste.“ Od. III, 390—392. „In dem„selben

„selben standen Gefäße des alten lieblichen Wei-„nes." Od. II, 340. Als ein Merkmahl der Sittenverfeinerung verdient noch bemerkt zu werden, daß, obwohl der Wein im Ueberflusse vorhanden war, doch der übermäßige Genuß desselben für sehr schändlich gehalten wurde. Der Cyclop Polyphem, welchen Homer uns als einen äußerst rohen, ungebildeten Menschen vorstellt, ist der einzige, welcher sich darin bis zur völligen Bewußtlosigkeit übernimmt, und niemahls, wenn dieses jemand in geringerem Grade thut, unterläßt Homer, die schädlichen Folgen zu zeigen. „Der „liebliche Wein bethöret Dich, welcher auch an-„deren schadet, wenn jemand ihn gierig zu sich „nimmt, und nicht mit Mäßigkeit trinkt. Auch „den berühmten Centaur Eurytion stürzte der „Wein ins Unglück, in dem Hause des großmü-„thigen Pirithous, als er zu den Lapithen kam. „Nachdem der Wein ihn seiner Sinne beraubt „hatte, verübte er in der Raserey Böses im Hau-„se des Pirithous. Zorn ergriff die Helden, sie „sprangen auf, schleiften ihn zur Thür hinaus, „und schnitten ihm mit grausamen Erze Ohren „und Nase ab. Dieser aber, seiner Sinne be-„raubt, ging und nahm die Strafe seiner Thor-„heit mit sich. Daraus entstand der Streit „zwischen den Centauren und den Männern; „aber der Trunkenbold fand selbst zuerst das Ver-„derben." Od. XXI, 293—304. Elpenor stürzte in der Trunkenheit vom Hause der Circe. Od. X. 559.

Selbst

Selbst den Streit, der sich unter den Griechen erhob, als sie zu einer so ungewöhnlichen und unschicklichen Zeit sich über die Heimfahrt nach Griechenland berathschlagten, und das daraus erfolgte Unglück, schreibt Homer der Wirkung des Weins zu. Od. III, 139. Man würde aber den Helden Homers Unrecht thun, wenn man hieraus schließen wollte, Trunkenheit wäre unter ihnen ein gewöhnliches Laster gewesen. Wir finden sie sonst niemahls in diesem Zustande, und bey Männern, die in der Freude, nun das Ende so lange erduldeter Mühseligkeiten und die Rückkehr in ihr geliebtes Vaterland so nahe vor sich zu sehen, sich einmahl vergessen, ist dieser Fehler wohl sehr verzeihlich. Als einen Beweis von Mäßigkeit kann man auch anführen, daß selbst bey feyerlichen Gelegenheiten der Wein mit Wasser vermischt getrunken ward. „Wenn sie aber den honigsüßen Wein tranken; „so füllte er einen Becher, und goß ihn unter „zwanzig Maaß Wassers.“ Od. IX, 208.

Ich glaube diesen Abschnitt nicht besser schließen zu können, als mit der reizenden Beschreibung eines Weinberges und einer Weinlese auf dem Schilde des Achill. „Er bildete darauf ab ein „Gefilde, beschweret mit Trauben, schön und von „Gold; die Trauben aber waren schwarz. In „gerader Reihe standen die Weinstöcke an silbernen Pfählen. Einen bläulichen Graben und „ein Gehege von Zinn zog er herum. Nur ein „Weg führte zu demselben, auf welchem die Trä-

„ger gingen, wenn sie Weinlese hielten. Mäd„chen und Jünglinge trugen jugendlich scherzend „in geflochtenen Körben die süße Frucht. In „ihrer Mitte spielte ein Knabe lieblich die klingen„de Leier, und sang mit heller Stimme zu der „schöntönenden Saite. Jene folgten ihm tan„zend und hüpfend mit Gesang und Jauchzen.“ Il. XVIII, 561—572.

Wie fleißig der Oelbau getrieben wurde, kann man daraus abnehmen, daß man sogar die Pferde, welche man sorgfältig pflegte, damit salbte. „Welcher ihnen (den Rossen) sehr oft geschmeidi„ges Oel auf die Haare goß, wenn er sie mit „reinem Wasser gewaschen hatte.“ Il. XXIII, 281. 282. Indessen scheint man doch noch nicht bemerkt zu haben, daß der Oelbaum in trockenem sandigem Boden, wie der von Attica war, bessere Früchte trägt, als in feuchtem und fruchtbarerem, obgleich der Baum selbst hier ein schöneres Ansehen gewinnt. „Wie den grünenden, stattlichen, „kraftvoll wachsenden Sprößling des Oelbaums „nähret ein Mann am einsamen Orte, wo Was„ser genug hervorquillt; ihn bewegt der Hauch „aller Winde, und voll ist er von weißer Blüthe.“ Il. XVIII, 53—56.

Homer beschreibt uns besonders zwey Gärten näher, nehmlich den des Alcinous Od. VII, 112 folg. und des Laertes Od. XXIV, 220. folg. Den ersten hat er zwar als Dichter schöner beschrieben, als er wirklich seyn konnte; allein es läßt sich doch dar-

daraus abnehmen, wie im Allgemeinen die Gärten zu seiner Zeit beschaffen gewesen seyn müssen. Es waren Obstgärten, und nur an dem Ende derselben fand man Beete, die man mit anderen Gewächsen, besonders Blumen, bepflanzte. Die Früchte waren Birnen, Aepfel, Granatäpfel, Feigen, Oliven und Wein. Das Ganze war mit einem Gehege umgeben. Ebendieselben Früchte und Gewächse zog auch Laertes mit vieler Sorgfalt in seinem Garten, ausgenommen Granatäpfel, welche überhaupt damahls in Griechenland selten, und noch nicht einheimisch müssen gewesen seyn; denn Homer gedenkt ihrer nur an zwey Orten, nehmlich bey der Beschreibung des erdichteten Gartens des Alcinous und der Qualen des Tantalus in der Unterwelt. Od. XI, 588. Was aber auf den Beeten, deren er in beyden Gärten erwähnt, gebauet worden, giebt er nicht genauer an, und es läßt sich also auch nicht bestimmen, was für Gemüse schon damahls benutzt worden sind. Ueberhaupt sind Bohnen, Erbsen und Zwiebeln die einzigen Gemüsearten, deren er gedenkt. Il. XIII, 588—590.

Um noch deutlicher zu zeigen, in welchem guten Zustande der Landbau zu Homers Zeiten in Griechenland gewesen seyn müsse, sey es mir erlaubt, noch zwey Beweise den obigen beyzufügen. Der erste liegt in den vielen Gleichnissen, welche der Dichter vom Landbau hernimmt. So vergleicht er eine tumultuarische Versammlung mit einem Aeh-

renfelde, welches der Wind bewegt; das Niedermetzeln in der Schlacht mit dem Niedermähen des Getreides u. s. w. Er sowohl, als seine Zuhörer, mußten also diese Gegenstände immer vor Augen haben, und dieselben ihnen interessant seyn. Bey den heutigen Dichtern würde dieser Schluß freylich nicht richtig seyn; denn diese nehmen sehr oft ihre Gleichnisse von Dingen her, die weder sie, noch ihre Leser jemahls gesehen haben, und die ihnen unbekannter sind, als die Sachen, welche durch die Gleichnisse anschaulicher werden sollen. Beym Homer aber, der keine Büchergelehrsamkeit besaß, und dessen Zuhörer wenig mehr wußten, als was sie gesehen hatten, kann man sicher schließen, dasjenige, was er als Gleichniß gebraucht, muß diesen sowohl, als ihm selbst, sehr bekannt gewesen seyn.

Der zweyte Beweis gründet sich auf die Beschreibung der unbewohnten Insel, welche nahe vor dem Lande der Cyclopen lag. Diese Beschreibung kann nur von Jemandem entworfen seyn, in dessen Vaterlande aller tragbare Boden cultivirt war. „Hernach erstreckt sich eine kleine mit Wald be„wachsene Insel vor dem Hafen des Cyclopenlan„des, nicht zu nahe und nicht zu entfernt. Auf „derselben sind unzählige wilde Ziegen; denn kein „Pfad der Menschen verscheucht sie, keine Jäger, „welche im Walde Mühseligkeiten erdulden und „die Gipfel der Berge durchspähen, besuchen die

Insel.

„Insel. Sie enthält weder Heerden noch Äcker,
„sondern stets unbesäet, ungepflügt und menschen„leer ist sie, und nähret bloß meckernde Ziegen.
„Denn bey den Cyclopen findet man keine roth„gefärbte Schiffe, keine Männer, des Schiff„baues kundig, welche schöngebordete Schiffe ver„fertigen, die jede Reise vollenden, und zu den
„Städten der Menschen umherfahren könnten:
„wie sonst häufig Männer auf Schiffen das Meer
„durchsegeln. Diese würden die Insel trefflich an„bauen, denn sie ist keinesweges schlecht; sie
„würde alles zur gehörigen Zeit hervorbringen.
„Am Strande des grauen Meeres sind wasserrei„che, weiche Wiesen. Immer dauernde Wein„stöcke würden wachsen. In derselben ist ebenes
„Ackerland; tiefe Saat würden sie stets zur Ernd„tezeit mähen, denn sehr fett ist unten der Bo„den. Auch ist da ein sicherer Hafen, wo man
„keines Taues bedarf, noch nöthig hat, Anker zu
„werfen, noch Seile anzubinden, bis es den
„Schiffern gefällt, abzufahren, und günstige
„Winde wehen." Od. IX, 116—139. Wäre Homer von Jugend auf gewohnt gewesen, des Anbaues fähigen, aber unangebaueten, Boden zu sehen; so wäre es unbegreiflich, wie er darüber sein Bedauern äußern könnte, daß diese fruchtbare Insel gar nicht benutzt würde. Schwerlich wird ein spanischer Reisebeschreiber eine ähnliche Beschreibung entwerfen. Ja, man kann auch aus dieser Stelle den Schluß ziehen, daß zu Homers

Zeiten

Zeiten es schon unter den Griechen gewöhnlich gewesen, Colonien nach andern Ländern zu senden, um sie anzubauen; denn er findet nöthig, den Grund anzugeben, warum die benachbarten Cyclopen sich nicht auf dieser fruchtbaren Insel niederließen. Wäre sie also näher an Griechenland gelegen gewesen; so würde sie nicht lange in ihrem wüsten Zustande geblieben seyn.

Obgleich Homer die Viehzucht überhaupt nicht als ein Merkmahl der Cultur eines Volkes ansieht, denn seine Cyclopen und Lästrygonen sind Hirtenvölker, aber doch übrigens noch ganz wild; so kann doch die Art, wie dieselbe von den Griechen getrieben wurde, nur unter einem gesitteten Volke Statt finden. In einigen Gegenden war zwar die Viehzucht der vornehmste Nahrungszweig, und stand mit dem Landbau nicht im gehörigen Verhältnisse. So machten Heerden hauptsächlich den Reichthum des Ulysses aus. Auf dem festen Lande allein besaß er so viel Heerden, daß die Leibeigenen nicht hinreichten, ihrer zu warten; sondern auch noch Leute dazu gemiethet werden mußten; und in Ithaka selbst waren für jede Art von Vieh besondere Meierhöfe angelegt. Od. XIV, 100 u. folg. Allein die Ursach hievon lag nicht in der Unkunde einer besseren und gleichmäßigeren Benutzung des Bodens, denn es wurde auch in Ithaka Getreide, Wein und Oel gebauet; sondern im Boden selbst, der so bergigt war, daß er nur an wenigen Orten

mit

mit Erfolg cultivirt werden konnte. Und dieser Umstand fand in mehreren Gegenden Griechenlandes Statt. Indessen zogen die Griechen schon längst nicht mehr mit ihren Heerden herum; sie hatten überall, auch da, wo Viehzucht der vornehmste Gegenstand der Landwirthschaft war, feste Wohnplätze. Sie benutzten den Stier und das Maulthier zum Ackerbau, verarbeiteten die Wolle der Schaafe, suchten sorgfältig die Pferderacen zu verbessern, gerbten die Felle der Thiere, benutzten den Dünger. Man wird also den Griechen deswegen, weil sie in einigen Gegenden sich mehr auf die Viehzucht, als auf den Ackerbau legten, eben so wenig Mangel an Cultur vorwerfen können, als den Schweizern, die sich mit ihnen in gleicher Lage befinden. Ihre nutzbaren Hausthiere waren die bey uns gewöhnlichen, das Pferd, das Rindvieh, das Schaaf, die Ziege, das Schwein, der Esel und das Maulthier. Wenn Homer, wie man jetzt fast allgemein als ausgemacht annimmt, in Kleinasien geboren war, oder doch den größten Theil seines Lebens daselbst zubrachte; wenn er sogar bis nach Aegypten reiste; so ist es wirklich auffallend, daß er des Kameels nirgends erwähnt. Der Grad der Cultur, welchen Homer sowohl den Einwohnern Kleinasiens, als Aegyptens zuschreibt, so wie ihre Verbindungen mit andern asiatischen Völkern, lassen uns nicht zweifeln, daß man dieses Thier, welches jenen Gegenden so angemessen ist, bereits damals ge-

gekannt und benutzt habe*). Das Stillschweigen Homers von irgend einer Sache kann zwar keinesweges als ein sicherer Beweis angesehen werden, daß ihm dieselbe unbekannt gewesen sey; allein wenn wir bedenken, wie merkwürdig ihm Gegenstände dieser Art waren, und wie sorgfältig er jede Gelegenheit, woran es ihm hier gewiß nicht fehlte, benutzt, ihrer zu erwähnen; so können wir sicher schließen, daß er in diesem Falle deswegen schweigt, weil er dieses Thier nicht kannte. Er läßt den Menelaus erzählen: „Ich irrte in Cy„pern, Phönice, bey den Aegyptern herum, kam „zu den Aethiopen, Sidoniern, Erembern **) „und nach Lybien, wo die Lämmer sogleich ge„hörnt sind. Dreymal gebähren die Schafe in ei„nem vollen Jahre.“ Od. IV, 83—86. Wenn also dem Homer die Nachricht von den Lämmern mit Hörnern und den fruchtbaren Schafen so wichtig war; wie viel mehr würde er des Kameels, wel-

*) Schon zu Mosis Zeiten gehörte das Kameel in Aegypten zu den gewöhnlichen Hausthieren. 2. Mos. 9. 3.

**) Strabo B. I, p. 41: „Ueber die Erember hat man schon vieles gesagt; allein die glaubwürdigsten sind doch die, welche dafür halten, daß darunter die Araber zu verstehen seyn.“

welches in einigen dieser Länder von jeher einheimisch war, erwähnt haben?

Der Gebrauch des Honigs und des Wachses war sehr gewöhnlich. Da beydes, besonders in südlichen Ländern, leicht von den wilden Bienen zu erhalten ist; so giebt es schon einen merklichen Grad der Cultur zu erkennen, wenn die Menschen sich die Mühe nicht verdrießen lassen, dieses nützliche Insekt durch Pflege und Wartung zu veredlen. Daß aber die Griechen damals schon sich auf die Bienenzucht gelegt haben, scheint wirklich folgende Stelle zu beweisen: „In der Grotte stehen „steinerne Krüge und zweygehenkelte Urnen, wo „Bienen ihren Honig sammeln." Od. XIII, 105. 106.

Metalle und deren Verarbeitung.

Es versteht sich von selbst, daß es einem Volke, bey welchem der Landbau so allgemein und so blühend war, nicht an Handwerkern und Künstlern, wenigstens solchen, welche die dazu erforderlichen Instrumente verfertigen, fehlen konnte. Unstreitig sind die Metalle und die Kunst, sie zu verarbeiten, zur Erwerbung der Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens am unentbehrlichsten. Griechenland hatte bereits zu den Zeiten unsers Dichters einen erstaunlichen Vorrath von Metallen aller Art, als Kupfer, Eisen, Zinn, Bley, Silber, Gold. Daß sein Elektros, dessen er nur zweymal gedenkt, weder eine Mischung von Gold und Silber, noch wie es einige übersetzen, Ambra seyn könne, ergiebt sich, nach meiner Meinung, aus beyden Stellen sehr deutlich. Erstere Meinung ist wohl bloß daher entstanden, weil Od. IV, 73. des Elektros mit dem Golde und Silber zugleich erwähnt wird. Aber eine solche Composition würde zur Besetzung von einem goldnen Halsgeschmeide, wozu der Elektros gebraucht ward, Od. XV, 459. untauglich gewesen seyn. Noch weniger

weniger schickt sich die Ambra, dieser harzige, mehrentheils graue, und schlecht in die Augen fallende Naturkörper hierzu. Ob nun Bernstein, oder irgend ein Edelgestein darunter zu verstehen sey, wage ich nicht zu entscheiden; aber Metall war es schwerlich.

Einigen Stellen zufolge mußte, im Verhältniß mit den übrigen Metallen, die Quantität des Goldes in Griechenland sehr groß seyn. „Doch da benahm „Zeus dem Glaukus die Ueberlegung, daß er mit „dem Diomedes seine Rüstung umtauschte, eine „goldene gegen kupferne, eine hundert Stiere „werthe gegen eine neun Stiere werthe.“ Il. VI, 234—236. Nimmt man an, daß, wie es scheint, Homer bloß nach dem Metall, und nicht nach der größeren Schwere, oder der besseren Arbeit den Werth bestimmte; so würde sich der Werth des Goldes zu dem des Kupfers verhalten haben, wie 100 zu 9. Noch eine andere Stelle bestätigt diesen großen Reichthum an Golde. Als Achill die Preise für die Sieger im Wettlauf festsetzt, heißt es: „Dem zweyten bestimmte er einen großen und „fetten Stier; aber dem letzten ein halbes Talent „Goldes.“ Il. XXIII, 750. 751. Wenn nun der Preis des letzten Wettläufers etwa halb so viel werth war, als des zweyten, so würde ein Stier ein Talent gekostet haben. Es läßt sich zwar schlechterdings nicht bestimmen, wie schwer zu Homers Zeiten ein Talent war; allein ein halbes Talent muß doch wenigstens ein so großes Stück ge-

wesen seyn, daß es sich bequem mit einer, vermuthlich nicht so genauen Goldwage, als die unsrigen, abwägen ließ. Vergl. Il. XXIII, 796. Bedenken wir nun auf der andern Seite, daß bey der starken Rindviehzucht ein Stier einen viel geringern Werth haben mußte, als bey uns; so wird es auch dadurch wahrscheinlich, daß Griechenland zu des Dichters Zeiten eben so reich an Golde gewesen sey, als jetzt Deutschland.

Wenn man überall, wo Homer des χαλκος erwähnt, darunter Kupfer verstehen wollte; so würde daraus folgen, daß zu seiner Zeit viele Dinge, deren Gebrauch eine vorzügliche Härte und und Schärfe erfordert, noch aus diesem Metalle verfertigt worden, und daß die damaligen Griechen mit den Menschen des ehrnen Zeitalters, wie sie Hesiodus beschreibt, in diesem Stücke noch viel Aehnlichkeit gehabt haben müßten. „Sie hatten „kupferne Waffen und kupfernes Hausgeräth, „mit Kupfer bearbeiteten sie das Feld, denn schwar„zes Eisen gab es noch nicht.“ Εργ. 149. 150. Allein erstlich ist es klar, daß χαλκος im Homer eben so wenig immer Kupfer bedeute, als das Aes der Lateiner und das Erz der Deutschen, sondern bloß Metall. Daher wird Laerkes Od. III, 425 χρυσοχοος; 431 aber χαλκευς genannt. Zweytens fehlte es den Griechen so wenig an Eisen, daß dieses sogar ausgeführt, und dagegen Kupfer eingetauscht ward. Minerva sagt unter der Gestalt des

Men-

Mentes, des Königs der Taphier, zum Telemach: „Ich fahre auf dem dunklen Meere zu anders re„denden Menschen nach Temese *), um Kupfer zu „holen; meine Ladung besteht aus blinkendem Ei„sen.“ Od. I, 183. 184.

Im ganzen Homer findet sich keine Stelle, aus welcher man mit Sicherheit schließen könnte, daß schon zu seiner Zeit in Griechenland der Bergbau wäre getrieben worden; woher also dieser große Vorrath von Metallen? Von einigen Arten derselben giebt er selbst an, woher sie nach Griechenland kamen. Das Silber ward ursprünglich aus Asien, Il. II, 857. das Kupfer vermuthlich aus Italien, Od. I, 183. 184. das Gold durch Handel, Raub und als Geschenke aus verschiedenen Gegenden Asiens und aus Aegypten nach Griechenland gebracht. Woher aber eine solche Quantität Eisen gekommen sey, daß man es wieder als einen Handelsartikel ausführen und dagegen andere Metalle eintauschen konnte **), darüber finden wir im Homer keine befriedigende Auskunft.

*) Eine Stadt, von der Strabo sagt, man glaube, sie sey im südlichen Theile Italiens gelegen gewesen. B. VI. S. 255.

**) Im Lande selbst ward ebenfalls damit Handel getrieben: „Ihm darf nicht aus Mangel an Eisen der Pflüger in die Stadt gehn; sondern er reicht es ihm (von seinem Vorrath.) Il. XXIII, 834.

Daß es bereits in früheren Zeiten ebenfalls durch Handel und Raub in solcher Menge zusammen gebracht worden, ist sehr unwahrscheinlich. Damals hatten die Griechen nichts, was sie gegen die ausländischen Waaren umsetzen konnten, als die Produkte des Landbaues, und diese hatten die Aegyptier, die Phönicier, die Bewohner Kleinasiens, theils selbst im Ueberfluß, theils in ihrer Nachbarschaft. Eben so wenig werden die Seeräuber ihre Schiffe mit Eisen belästiget haben. Und sollte auch bisweilen auf diese beyden Arten etwas von diesem Metall nach Griechenland gekommen seyn; so läßt sich doch dadurch die große Menge desselben nicht erklären. Es bleibt uns daher, wie ich glaube, fast nichts übrig, als anzunehmen, daß zu des Dichters Zeiten in Griechenland selbst Eisen gewonnen ward. Also gerade diejenige Art von Metall, welche so äußerst selten gediegen gefunden wird *), und deren Gewinnung aus den Erzen die meiste Arbeit und Kunst erfordert. Gold und Silber hat der rohe Neger und der amerikanische Wilde; Kupfer, Zinn und Bley, da man sie ebenfalls gediegen antrifft, sind auch kein sicherer Beweis von der Geschicklichkeit ihrer ersten Erfinder; aber die Gewinnung des Eisens setzt eine Kunst voraus, welche man unter einem uncultivirten Volke vergeblich suchen wird; so wie hinwiederum die-

*) S. Pallas Reise, 3. Th. pag. 315.

dieses Metall eines der wirksamsten Beförderungsmittel der Cultur ist. Hätten die alten Bewohner von Mexico und Peru, anstatt des Goldes und Silbers, Eisen gehabt; wer weiß, ob sie nicht an Wissenschaften und Künsten den Europäern gleich gekommen wären?

Doch bey dieser Untersuchung kommt es hauptsächlich darauf an, zu bestimmen, wie weit es die Griechen in der Bearbeitung der Metalle gebracht hatten. Niemand, der die Beschreibung liest, wie Vulkan die Rüstung des Achill verfertigt, Il XVIII, 369 folg., wird wohl an ihrer Geschicklichkeit in diesem Stücke zweiflen. Wenn man auch die von selbst sich bewegenden Dreyfüße und Blasebälge als bloße Erfindungen der Phantasie betrachten muß; so bleibt doch noch vieles übrig, was Homer nicht erdichten konnte, und außerordentliche Fortschritte in dieser Kunst voraussetzt. Die mancherley Geräthschaften, als Hammer, Ambos, Zange, Blasebälge, Schmelztiegel, beweisen schon, daß man sich nicht bloß damit begnügte, den Metallen eine Form zu geben, um sie nothdürftig gebrauchen zu können; sondern daß man sich auch schon die Arbeit zu erleichtern wußte, und nebst der Brauchbarkeit auch auf Schönheit sah. Es ist zwar unmöglich, daß alle die Gegenstände, welche Homer auf den Schild des Achill setzt, darauf Platz haben, oder nur einer Abbildung in Metall fähig seyn konnten; allein diese Beschreibung beweiset doch wenigstens, daß man schon verstan-

den habe, Figuren in Metall zu arbeiten. Homer mußte nothwendig, ehe er dieselbe entwarf, schon ähnliche Gruppen von Figuren auf Kunstwerken gesehen haben. Und ist dieses; so ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß die damaligen fabrilischen Künstler bereits einige Kenntnisse von der Perspektive gehabt haben. Es erhellet zwar aus dem Homer selbst, daß einige andere Völker die Griechen in der Bearbeitung der Metalle übertrafen: — „einen schön gearbeiteten Becher; „sechs Maaß faßte er, aber an Schönheit über„traf er auf der ganzen Erde jeden andern weit; „denn kunstreiche Sidonier hatten ihn schön aus„gearbeitet; phönicische Männer aber führten „ihn über das dunkle Meer und boten ihn in „Häfen feil.“ Il. XXIII, 740—745. vergl. Od. XV, 115. 459. Allein wenn wir auch annehmen wollten, Homer habe dergleichen Kunstwerke entweder auf seinen Reisen, oder in Griechenland als Fabrikate anderer Länder gesehen; so würde doch die ganze Beschreibung von der Verfertigung des gedachten Schildes und der Instrumente, deren sich Vulkan bediente, seinen Zuhörern unverständlich gewesen seyn, wenn nicht unter ihnen selbst dergleichen Künstler gelebt und gearbeitet hätten.

Daß das Schmieden der Metalle eine sehr gewöhnliche Sache gewesen sey, sehen wir daraus, daß Melantho den als Bettler verkleideten Ulysses aus seinem Hause nach der Schmiede weist, um da die Nacht zuzubringen, Od. XVIII, 327. Und

aus

aus dem schönen Gleichnisse: „Wie, wenn ein „Schmied eine große Axt oder ein Handbeil, um „es zu härten, in kaltes Wasser taucht, und es „laut braust; denn dieses giebt dem Eisen Kraft.“ Od. IX, 391—393. Im Griechischen ist dieses so mahlerisch ausgedruckt, daß man beym Lesen dieser Stelle das Geräusch des ins Wasser getauchten glühenden Eisens zu hören glaubt. Homer und seine Zuhörer hatten also wahrscheinlich oft Gelegenheit, Schmiede arbeiten zu sehen.

Obgleich die handelnden Personen in den Gedichten Homers mehrentheils Krieger, und folglich ihre Werkzeuge Waffen sind; so liefert er uns doch viele Beweise der nutzbareren Verarbeitung der Metalle, um dadurch die nöthigen Arbeiten zu erleichtern, sie vollkommener und bequemer zu machen. Dahin gehören alle die mannichfaltigen Instrumente, welche er theils ausdrücklich nahmhaft macht, als Axt, Schlichtbeil, Meißel, Bohrer *), Mörser, Schlüssel; theils aus den Beschreibungen der vermittelst derselben verfertigten Arbeiten auf ihren Gebrauch schließen läßt,

 als

*) „Ich aber von oben darauf gelehnt, drehete; wie „ein Mann den Balken des Schiffes mit dem Bohrer durchbohrt, andere aber drehen ihn unten mit „dem Riemen, welchen sie an beyden Enden anfassen, und unaufhörlich läuft er herum.“ Od. IX, 383 — 386.

als die Werkzeuge des Schiffbauers, des Zimmermanns, Maurers, Wagners *), Steinmetzes, Od. XII, 79, des Arbeiters in Elfenbein Od. VIII, 404 und Horn. Il. IV, 110.

Auch Goldschmiede gab es bereits in Griechenland, wie aus folgender Stelle erhellet: „Einer „heiße den Goldschmied Laerkes kommen, damit „er die Hörner des Stiers mit Gold überziehe. — „Der Schmied kam, sein Schmiedegeräth, womit „er Kunstwerke vollendete, in den Händen tra„gend, den Ambos, den Hammer und die schön „gebildete Zange, um damit das Gold zu bearbei„ten." Od. III, 425 folg. Laerkes bringt zwar seine Geräthschaften gleich mit; aber er hatte auch nichts weiter zu thun, als ein paar Hörner mit Goldblech zu überziehen, und dazu würde auch jetzt ein Goldschmied nicht mehr Instrumente nöthig haben. Daß übrigens Homer den Namen dieses Künstlers aufbehalten hat, beweist, daß entweder Goldschmiede in Griechenland noch selten waren, welches die Bereitwilligkeit der Phönicier, den Griechen Fabrikate dieser Art zuzuführen, wahr-

---

*) „Welche der Wagner mit blinkendem Eisen abhauet, „damit er sie krümme zum Kranz des Rades für den „schönen Wagen" Il. IV, 485. 436. Wie weit sie es schon in der Kunst, Wagen zu verfertigen, gebracht hatten, beweiset die Beschreibung des Wagens der Juno. Il. V, 722 folg.

wahrscheinlich macht, oder weil dieser Mann durch seine Geschicklichkeit sich einen ausgezeichneten Ruhm erworben hatte.

Die Kunst, Drath, und zwar von der feinsten Art, aus Golde zu ziehen scheint ebenfalls schon bekannt gewesen zu seyn. „An der Aegis hingen „hundert Troddeln aus lauterem Golde, alle schön „geflochten.“ Il. II, 448. 449. „Auf den Helm „setzte er einen goldenen Haarbusch.“ Il. XVIII. 611.

Baukunst.

Eins der sichersten Mittel, den Grad der Cultur eines Volkes zu bestimmen, ist die Beschaffenheit seiner Wohnungen. Der roheste Wilde sucht sich eine Höle, oder macht sich am Abend eine Hütte von Zweigen, die er am Morgen wieder verläßt. Fängt er an, sich aus diesem Stande der Wildheit herauszuarbeiten, lebt er nicht mehr so ganz in den Tag hinein; so giebt er auch seiner Hütte mehr Festigkeit, und bedient sich ihrer länger. Sein erster Versuch, ein Haus zu bauen, bringt einen Schuppen hervor, der noch nicht abgetheilt ist. Der Landmann in manchen Gegenden Europens und selbst Deutschlands, theilt das Gemach, wo er sich sowohl des Tages, als Nachts aufhält, mit seinem Viehe. Hernach wird die Küche sein gewöhnlicher Aufenthalt, sein Speisesaal, sein Gesellschaftszimmer; doch behält er sich ein besonderes Schlafgemach vor. Höhere Cultur sondert dieses alles von einander, und macht also weitläuftigere Häuser nothwendig; fordert endlich für jeden Theil der Familie, für jedes Geschäft be-

sondere Zimmer, schmückt sie mit Pracht, wechselt nach den Jahreszeiten mit denselben, bis zuletzt Cultur in Luxus ausartet, und aus bequemen reinlichen Wohnhäusern weitläuftige, glänzende Palläste werden.

Diese Uebereinstimmung der Cultur mit der Beschaffenheit der Wohnungen, finden wir auch im Homer genau beobachtet. Die Cyclopen sind Troglodyten; die dem Luxus ergebenen Trojaner und Phäacier haben schönere Häuser, als die Griechen. Nur die dunkle Beschreibung der Lästrygonen Od. X, 81 folg. scheint gewissermaßen eine Ausnahme zu machen. Diese rohen Barbaren, die nichts vom Ackerbau wußten, die die Fremden ohne Ursach anfielen, die sogar Menschenfleisch aßen, hatten doch hohe Häuser und große Thore. Allein Homer erwähnt auch nichts von der Bequemlichkeit und Schönheit dieser Häuser, sondern bloß die Größe derselben. Letztere mußten sie, wenn dieses fabelhafte Volk überhaupt Häuser bewohnen sollte, auch natürlich haben, da es an Körpergröße den Giganten glich. Die Ausdrücke, die in der neuesten vortrefflichen Uebersetzung des Homer vorkommen: thürmende Stadt (hochliegende Stadt), erhabene (hohe) Wohnung, stolzer Pallast stehen nicht im Homer, und er konnte sich auch derselben in der Beschreibung dieser rohen Anthropophagen nicht bedienen.

Obgleich Homer das Verfahren beym Baue der Häuser nirgends ausführlich beschreibt; so beweisen doch viele Stellen, daß die Baukunst geehrt war, und einen ziemlichen Grad der Vollkommenheit erreicht hatte. „Denn wer geht wohl „selbst hin, und ladet anderswoher einen Fremd„ling ein, außer einen von denen, die durch ihre „Kunst gemeinnützig sind, den Wahrsager, oder „den Arzt, oder den Baumeister, oder den gött„lichen Sänger, der uns singend ergötzet? Das „sind diejenigen, welche man einladet auf der gan„zen Erde.“ Od XVII, 382—386. Hier setzt also der größte Dichter den Baumeister mit dem Dichter in gleichen Rang, welches er schwerlich gethan haben würde, wenn die Baumeister seiner Zeit bloße Handwerker gewesen wären. Dieses erhellet auch unter andern daraus, daß er selbst die vornehmsten Männer als Bauverständige beschreibt, die sich sogar nicht schämten, selbst Hand anzulegen. So bauete Ulysses selbst sich ein Schlafgemach, gebrauchte dabey nebst andern Instrumenten auch das Bleyloth, legte das Bettgestell mit Gold, Silber und Elfenbein aus. Od. XXIII, 189 folg.

Die Wände der Häuser wurden gemauert. „Wie wenn ein Mann die Mauer eines hohen „Hauses aus festverbundenen Steinen zusammen„fügt, die Gewalt der Winde vermeidend.“ Il. XVI, 212. 213. Die Decke der Zimmer ward

durch

durch Balken gehalten. „Wie die Balken eines „hohen Hauses, welche ein berühmter Zimmer„mann zusammenfügte, die Gewalt der Winde „vermeidend.“ Il. XXIII, 712. 713. Herr Voß übersetzt anstatt Balken, Sparren: ich gestehe, wenn nicht andere Stellen bewiesen, daß die Griechen schon damals platte Dächer gehabt hätten; so würde ich letzteres ohne Bedenken vorziehen; denn alsdann würde das Bild nicht allein die Festigkeit und Kraft, mit der sich die Ringenden umfaßten, ausdrücken, sondern auch ihrer Stellung einigermaßen angemessen seyn. Indessen ist es bekannt, daß man bey den homerischen Gleichnissen gewöhnlich nur auf einen einzelnen Zug und Umstand sehen müsse, indem die beyden verglichenen Gegenstände übrigens oft nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einander haben. Zum deutlichen Beweise, daß die Dächer platt waren, dient folgende Stelle: „Elpenor, verlangend nach Kühlung, „lagerte sich weintrunken, von den Gefährten ent„fernt, auf dem prächtigen Hause der Circe; da „er aber das Gewühl und Geräusch der sich be„wegenden Gefährten hörte; so fuhr er plötzlich „auf, und vergaß nach der großen Treppe hinzu„gehen und wieder herab zusteigen; sondern stürzte „auf der andern Seite vom Dache herab.“ Od. X, 554—559.

Homer hat zwar mehrere Palläste umständlich beschrieben; allein um nicht getäuscht zu werden,

und sich eine übertriebene Vorstellung von denselben zu machen, ist zweyerley zu bemerken. Erstlich hatte er bey einigen dieser Beschreibungen offenbar die Absicht, Bewunderung zu erregen, wie bey der vom Pallaste des Alcinous. Was hier also von der Größe und den Baumaterialien gesagt wird, davon ist zu vermuthen, daß weder Homer noch seine Zuhörer dergleichen jemals wirklich gesehen hatten. Anders verhält es sich aber mit der Einrichtung und Form dieser Häuser, an welcher die Phantasie des Dichters nicht viel ändern konnte, ohne die Beschreibung unverständlich zu machen. Zweytens beschreibt Homer nur die Wohnungen der Fürsten; doch da zwischen diesen und anderen angesehenen Bürgern nicht ein solcher Abstand war, als in unseren Zeiten; so werden auch ihre Wohnungen nicht sehr von einander unterschieden gewesen seyn.

Da ein großer Theil der Handlung der Odyssee in dem Hause des Ulysses vorgeht; so können wir uns auch aus dieser am besten eine Vorstellung von der damaligen Bauart überhaupt machen. Es war bloß zur Wohnung eingerichtet, denn die eigentlichen Wirthschaftsgebäude lagen in anderen Gegenden der Insel, und war von einem geräumigen Hofe umgeben. Im unteren Stocke des Hauptgebäudes war das vornehmste Gemach ein Speisesaal, von dessen Größe man sich einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, wie viel

Per-

Personen täglich darin speisten. Ebendaselbst waren die Kammern für die Sklaven und Mägde. Im obersten Stocke war die Wohnung der Penelope und die Rüstkammer. Die Schlafgemächer waren besondere, von dem eigentlichen Wohnhause getrennte, Gebäude, die nach der Beschreibung desjenigen, welches für den Telemach bestimmt war, nicht klein seyn mußten. Od. I, 425. Die Vorrathskammer machte den untersten Theil des Hauptgebäudes aus.

Ulysses selbst macht von seinem Hause folgende Beschreibung: „Wahrlich hier ist die schöne Woh„nung des Ulysses; leicht zu erkennen ist sie von „Ansehen auch unter vielen. Ein Gemach folgt „auf das andere; sorgfältig ist der Hof umschlos„sen von Mauern und Zinnen; das zweygeflü„gelte Thor ist fest gearbeitet; kein Mann würde „sie erobern.“ Od. XVII, 264—268. Wie sehr man für die Reinlichkeit der Zimmer sorgte, beweiset das, was Euriclea zu den Mägden sagt: „Eilet, ihr dort kehret das Haus fleißig, sprenget, „breitet purpurne Tapeten auf die zierlichen Stüh„le; ihr hier scheuert alle Tische mit Schwäm„men, reiniget die Krüge und die künstlichen Doppelbecher.“ Od. XIX, 149—153. Bedenken wir nun, daß Ulysses an Macht und Reichthum anderen griechischen Fürsten z. E. dem Menelaus, weit nachstand, daß in Ithaka Baumeister selten waren, und Ulysses sich selbst mit dem Bau-

wesen

wesen abgeben mußte; so läßt sich leicht denken, daß die Wohnungen anderer Fürsten noch schöner und bequemer waren, welches auch durch das, was Homer von dem Pallaste des Menelaus sagt, bestätiget wird. Od. IV, 43. folg.

Schiffbaukunst und Schifffahrt.

Man darf nur die Karte von Griechenland, welches mehr Seeküsten hat, als irgend ein Land Europens, ansehen und bedenken, wie und woher dasselbe einen großen Theil seiner ersten Bewohner erhielt, um sich zu überzeugen, daß die Griechen schon in den frühesten Zeiten sich auf den Schiffbau und die Schifffahrt müssen gelegt haben. Da nun Homer lange nach diesen ersten Versuchen lebte, und man bereits vor ihm so wichtige Reisen und Expeditionen zur See unternommen hatte; so läßt sich nicht zweifeln, daß zu seiner Zeit die Nautik schon zu einem merklichen Grade der Vollkommenheit gelangt war. Zur Bestätigung dieser Vermuthung werde ich einige hieher gehörige Stellen anführen. — „Den Phereclus, den Sohn „des Tecton, des Harmoniden, welcher verstand,

„mit

„mit seinen Händen allerley Kunstwerke zu ver„fertigen, denn Pallas Athene liebte ihn vor „andern, der auch dem Alexander die wohlge„baueten Schiffe gezimmert hatte.“ Il. V, 60—62. Phereclus war ein vornehmer Trojaner, und gleichwohl hielt er die Schiffbaukunst für eine ehrenvolle Beschäftigung. „Er fiel, wie eine Eiche „fällt, oder eine Pappel, oder die hohe Tanne, „welche auf den Bergen die Zimmerleute, um „Schiffe zu bauen, mit neugeschärften Aexten um„hauen.“ Il. XVIII, 389—391. „Wie Maul„thiere, mit gewaltiger Stärke gerüstet, von „dem Gebürge auf steinigtem Pfade herab„schleifen den Balken oder den großen Mast.“ Il. XVIII, 742—744. Sie achteten also die Beschwerlichkeit des Transports von den Bergen ins Wasser nicht, und es mußte ihnen also sehr daran gelegen seyn, die schönsten Bäume zu erhalten, welches wieder auf die Größe und Festigkeit ihrer Schiffe schließen läßt. „Wie den Schiffsbalken „die Richtschnur in der Hand des erfahrnen Zim„mermanns gerade abmißt, welcher die ganze „Kunst wohl versteht, durch die Belehrungen der „Athene.“ Il. XV, 410—412. Die wichtigste und eigentlich classische Stelle aber zur Kenntniß der Schiffbaukunst sowohl, als der Schifffahrt selbst, ob sie gleich in anderer Rücksicht mit Recht getadelt worden, ist ohne Zweifel die, wo Ulysses auf der Insel der Calypso sich selbst ein Fahrzeug bauet; und es sey mir daher erlaubt, sie ihrer

Länge ungeachtet ganz herzusetzen. „Sie (Calypso) gab ihm eine große Axt, bequem zu handhaben, ehern, auf beyden Seiten geschärft; „aber in derselben war ein zierlicher Stiel von „Oelbaumholz sicher befestigt. Hierauf gab sie „ihm ein gut geschliffenes Beil, und ging vor ihm „her nach dem äußersten Ende der Insel, wo hohe „Bäume wuchsen, die Erle, Pappel, und himmelhohe Tanne; längst trocken und dürr, um „leicht zu schwimmen. Aber nachdem sie ihm gezeigt, wo die hohen Bäume wuchsen; ging die „herrliche Göttinn Calypso nach ihrer Wohnung „zurück; er aber fällte das Holz, und schnell ward „die Arbeit vollendet. Zwanzig Bäume hieb er „in allem um, beschlug sie mit ehrner Axt, schlichtete sie, und hieb sie gerade nach der Richtschnur. „Dann brachte die herrliche Göttinn Calypso Bohrer; darauf bohrte er alles, und fügte es genau „zusammen. Alsdann verband er das Fahrzeug „mit Nägeln und Klammern. So groß als ein „Mann, erfahren in der Baukunst, den Boden „des geräumigen Lastschiffs zimmern würde; so „groß bauete Ulysses das breite Fahrzeug. Er „machte sich Bretter, stellte sie auf, befestigte sie „an enge stehenden Rippen, und schloß es mit langen Blanken *). In demselben stellte er den

„Mast

*) Es scheint also, die Rippen des Bords hatten eine doppelte Bekleidung.

„Mast auf, und befestigte die Segelstange. „Ueberdies verfertigte er ein Steuerruder, um es „zu lenken. Ueberall verstopfte er es mit Hanf*), „um das Wasser abzuhalten, und schüttete viel „Ballast hinein. Nun brachte die herrliche Göt„tinn Calypso Tuch, um Segel daraus zu ma„chen. Geschickt verfertigte er auch diese. Die „Taue, um das Segel aufzuspannen und einzu„reffen; die Taue, womit das Segel gelenkt „wird, band er im Schiffe fest, und brachte es „mit Hebeln in die mächtige Fluth. — Freudig „spannte der göttliche Ulysses die Segel dem Winde „aus; aber er selbst, sitzend am Steuer, regierte „es kunstverständig. Kein Schlaf sank auf seine „Augenlieder, denn er schauete unverwandt hin

 „nach

*) ῥίπεσσι οἰσυΐνῃσι wird gewöhnlich übersetzt: mit weidenen Ruthen oder Flechten. Aber ich begreife nicht, wie durch zusammengeflochtene Weidenruthen das Eindringen des Wassers hätte verhindert werden können. Nothwendig mußten die Fugen und Ritzen verstopft werden; aber dazu taugen Weidenruthen nicht. Es ist auch gar nicht ausgemacht, daß οἰσυΐνος, welches Homer nur einmal gebraucht, salignus und οἴσυα salix bedeute. Dem Eustathius zufolge war es eine Pflanze, aus welcher Stricke gedrehet wurden. Ich glaube also, daß Hanf oder eine ähnliche Pflanze darunter zu verstehen sey. Vielleicht Spartium monospermum, welches wie Weidenbüsche an der See im Sande wächst, und zu diesem Behufe sehr dienlich würde gewesen seyn.

„nach den Pleiaden, dem spät untergehenden „Bootes und der Bärinn (auch der Wagen ge„nannt), welche sich ebendaselbst umdrehet, den „Orion ansieht und allein sich nie im Ocean ba„det. Denn die herrliche Göttinn Calypso befahl „ihm so zu segeln, daß er dieselbe zur linken Hand „behielte.“ Od. V, 234 folg.

Diese Stelle giebt uns schon einen sehr vortheilhaften Begriff von der Schiffbaukunst der Griechen; doch werde ich, um denselben vollständig zu machen, noch einiges hinzufügen. Daß ihre Schiffe mit einem Verdecke versehen waren, beweisen mehrere Stellen, z. B. Il. XV, 435. 729. Es ist zu verwundern, wie Wood (Zusätze zu S. 65) sagen kann: Ihre Boote hatten keine Anker; der Name dieses Instruments kommt gar nicht im Homer vor, und sein Gebrauch war gänzlich unbekannt. Von mehreren Stellen, die offenbar das Gegentheil lehren, will ich nur zwey hersetzen: „Die Schiffe, welche zunächst am Meere stehen, „wollen wir alle in die mächtige Fluth ziehen, und „sie auf dem hohen Meere mit Ankern befesti„gen, bis die Nacht kömmt.“ Il. XIV, 75—77. „Auf derselben ist ein Hafen, bequem zum Lan„den, wo man nicht nöthig hat, das Schiff mit „Seilen zu befestigen, noch Anker auszuwerfen, „noch Taue ans Ufer zu binden.“ Od. IX, 136. 137. Die Anker mögen nun geformt gewesen seyn,

wie sie wollen; so ist doch so viel klar, daß, da man auch auf dem hohen Meere sicher an denselben lag, sie bey der Größe der Schiffe nicht etwa in einem schweren Steine, wie bey einigen wilden Völkern, bestanden haben können.

Aus den angeführten Stellen ergiebt sich nun, daß ihre Schiffe stark und fest gebauet waren, daß der Bord derselben wahrscheinlich eine doppelte Bekleidung hatte, daß sie mit einem Verdeck, mit mehreren Arten von Tauen, mit Segeln, Segelstangen, Masten, mit eigentlichen Ankern, mit einem Steuerruder versehen waren, und daß sie, um gegen das Umschlagen gesichert zu seyn, mit Ballast beladen wurden. Sie hatten überdies Ruder; die Größten, wie es scheint, zwanzig. Od. XI, 322. Man hatte über den Lauf der Gestirne Beobachtungen angestellt; man bezeichnete schon die Sternbilder mit den noch jetzt üblichen Benennungen, und man benutzte diese astronomischen Kenntnisse dazu, um des Nachts auf offenem Meere den Weg zu finden. Alles dieses wird auch durch ihre Seereisen bestätigt. Sie fuhren nach Phönicien, Aegypten, wahrscheinlich auch nach Italien (Od. I. 183) und zwar nicht immer der Küste entlang. Menelaus segelte vom Nil gerade nach Griechenland. Wären also ihre Schiffe nicht von beträchtlicher Größe und Stärke gewesen, und hätten sie außer dem Anblicke der Küsten kein Mittel gekannt, ihren Lauf darnach zu

richten; so hätten sie unmöglich solche Fahrten unternehmen können.

Einen Umstand aber, welcher die Meinung von den Fortschritten der Griechen in der Nautik sehr herabstimmen könnte, darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Eben die Schiffe, mit welchen Ulysses seine große Fahrt machte und Menelaus über ein gefährliches Meer von Aegypten gerade nach Griechenland zurücksegelte, waren bey Troja auf das Land gezogen, und zwar in mehreren Reihen, so daß die vordersten ziemlich weit vom Ufer standen. Ist es wahrscheinlich, daß man sich mit solchen Schiffen in die gefährlichsten Gegenden der mittelländischen See gewagt habe? Gefährlich war es freylich, wie die häufigen Schiffbrüche beweisen. So verlor Menelaus, als er nach Aegypten segelte, auf der Küste von Creta den größten Theil seiner Schiffe. Od. III, 291 folg. Daß es aber gar wohl möglich sey, sehen wir an den elenden und mit höchst unerfahrnen Seeleuten, die zum Theil von dem Gebrauch des Compasses eben so wenig wissen, als die alten Griechen, besetzten türkischen Schiffen, welche zum Handel zwischen Smyrna und Aegypten gebraucht werden, und die eben deswegen, weil sie größer sind, als die griechischen, noch mehr Gefahr laufen, an den felsigten Küsten und in den Bogas zu scheitern. Die Schiffe, mit welchen Cäsar von Gallien nach Britannien überfuhr,

wur-

wurden auch aufs Land gezogen. de bell Gall. l. V, c. 5. Er hatte daher denselben eine diesem Zweck angemessene Gestalt geben, und sie niedriger und breiter bauen lassen. de bell. Gall l. V, c. 1. Ungefähr eben diese Form scheinen die Schiffe der alten Griechen gehabt zu haben, woraus sich auch die Langsamkeit ihrer Seereisen und die fabelhaften Beschreibungen von der Schnelligkeit und Lenksamkeit der Schiffe der Phäacier erklären lassen. Od. VII, 36. VIII, 556. Doch verdient noch bemerkt zu werden, daß die Schiffe durch Graben auf das Land gezogen wurden. „Sie (die Griechen vor Troja) ermunterten sich unter einander, „die Schiffe anzugreifen und sie in das heilige „Meer zu ziehen; sie reinigten also die Gräben.“ Il. II, 151—153. Die ganze Geschichte der Phäacier ist zwar ohne Zweifel erdichtet; aber die einzelnen Züge hat Homer gewiß von einem wirklichen Volke hergenommen, wahrscheinlich von den Phöniciern. Die Schiffe der Phäacier waren vermuthlich nicht so breit, aber länger; und daher auch schneller, als die griechischen. Wenigstens scheinen sie ihre Schiffe nicht aufs Land gezogen zu haben. „Auf beyden Seiten der Stadt ist ein „schöner Hafen; aber die Einfahrt ist schmal; „Schiffe mit Rudern auf jeder Seite engen den „Weg.“ Od. VI, 263—265. Wären die Schiffe nicht im Wasser gewesen; so hätte dadurch die Mündung des Hafens nicht schmaler werden können.

Welche Fortschritte dies Volk im Schiffbau gemacht hatte, beweiset unter andern auch eine Stelle, wo Homer eine förmliche Schiffswerfte beschreibt. „Daselbst ist ihr Markt, gepflastert mit „großen Steinen, um den schönen Tempel des „Poseidon, wo sie das Geräthe der schwarzen „Schiffe, Taue und Segel, und glatte Ruder „verfertigen. Od. VI, 266—269. Daß überhaupt die Griechen es in den nautischen Künsten den Phöniciern nicht gleich thaten, erhellet aus dem Homer selbst, und ist sehr begreiflich, da letztere sich fast ausschließend mit der Schifffahrt und dem Handel beschäftigten.

Handel und Manufakturen.

Wegen der genauen Verbindung, in welcher in Griechenland der Handel mit der Schifffahrt stand, werden einige Bemerkungen über denselben hier nicht am unrechten Orte stehen. Der oben gelieferten Beschreibung vom Landbau zufolge hatten die Griechen bey dem Ueberflusse an allen Produkten desselben nicht nöthig, diese aus dem Auslande herbey zu führen. Zwar erhielten die Griechen vor Troja dergleichen aus dem südöstlichen Theile Thraciens, der in den späteren Zeiten mit zu Griechenland gerechnet wurde; allein dieser Umstand beweist noch nicht, daß es in Griechenland daran gefehlt habe. Thracien lag näher und bequemer, und während des Krieges hatte freylich wohl Griechenland nicht Menschen genug, welche die Aecker gehörig bauen, und den Ertrag derselben ihren Landsleuten zuführen konnten. Es scheinet vielmehr, daß sie zum Theil die ausländischen Waaren gegen diese Produkte eingetauscht haben; denn wofür hätten sie jene, bey dem Mangel wenigstens an edlen Metallen, sonst in der Menge erhalten können? Besonders scheint Vieh ein Haupt-

artikel des Handels gewesen zu seyn, weil Homer nach dem Werthe des Hornviehes die Preise der übrigen Waaren bestimmt. Mit den ersten Nothwendigkeiten des Lebens waren also die Griechen im Ueberflusse versehen, und an Metallen fehlte es ihnen zu des Dichters Zeiten auch nicht; folglich mußte die Einfuhr hauptsächlich in Artikeln des Luxus bestehen. Die Folge davon war, daß der Handel fast ganz in den Händen der Ausländer war.

In den trojanischen Zeiten war freylich der Kaufmann, besonders in Vergleichung mit dem Krieger, verachtet. Daher geräth Ulysses in heftigen Zorn, als ihn Euryalus anredet: „Fremd„ling, ich halte dich nicht für einen Mann, in „Kämpfen erfahren, dergleichen es viele unter den „Menschen giebt; sondern du gleichst einem, der „immer auf vielrudrigem Schiffe umherfährt, als „Anführer der Schiffer, welche Handelsleute sind, „der bloß an seine Ladung denkt, und auf die „Waaren, und den zusammengescharrten Ge„winnst Acht hat; aber keinem Kämpfer." Od. VIII, 159—164. Zu Homers Zeiten scheint man indessen schon anders über diesen Punkt gedacht zu haben; denn Mentes, Fürst der Taphier, ein Charakter, der ganz erdichtet und also wahrscheinlich dem Zeitalter Homers gemäßer ist, gesteht ohne Bedenken, daß er auf einer Handelsexpedition begriffen sey. Od. I, 180. folg.

Von

Von den Ausländern trieben die Phönicier bey weitem den beträchtlichsten Handel in Griechenland. Die schönsten Geräthe, Zeuge und andere Kostbarkeiten kamen aus Phönicien, oder wurden doch wenigstens durch die Phönicier eingeführt. Von Seiten der Ehrlichkeit ertheilt Homer ihnen eben kein sonderliches Lob, und er giebt dadurch zu erkennen, daß seine Landsleute lange die Schlauigkeit im Handel nicht besaßen. Letztere legten indessen einen außerordentlichen Werth auf diese Artikel des Luxus, und wendeten alle Mittel an, um sich dieselben zu verschaffen. Es hatte daher der Handelsverkehr mit den Phöniciern einen sehr nachtheiligen Einfluß auf den Nationalcharakter der Griechen. Die Begierde diese phönicischen Waaren zu besitzen, und die Unmöglichkeit so viele Kostbarkeiten, als sie wünschten, gegen Landesprodukte einzutauschen, indem die Phönicier diese bequemer aus Aegypten und andern näher gelegenen Gegenden erhalten konnten, brachte die Griechen auf ein Mittel, ihre Habsucht zu befriedigen, welches sie sonst wegen der damit verbundenen Mühseligkeiten und Gefahren schwerlich angewendet hätten. Sie unternahmen nehmlich Streifzüge zur See, plünderten die Küsten und führten die Menschen gefangen hinweg. Wahrscheinlich hatte auch die Begierde nach den Reichthümern Asiens mehr Antheil an der Expedition gegen Troja, als der Wunsch die Helena wieder zu erhalten. Die Art, wie der ganze Krieg

geführt

geführt ward, und die Kreuzzüge der zurückkehrenden Griechen bestätigen dieses. Aus der nehmlichen Quelle floß die Sucht, Menschen zu rauben. Man wollte nehmlich theils Menschen haben, welche sich auf die Bearbeitung der so sehr gewünschten Waaren verstanden; theils waren diese geraubten Menschen selbst ein Artikel mehr, welchen man den phönicischen Kaufleuten anbieten konnte, und man fand an diesen sehr willige Abnehmer. Zu Homers Zeiten waren indeß die Griechen nicht so roh, um das Schändliche dieser räuberischen Expeditionen nicht zu empfinden. „Die „seligen Götter lieben nicht gewaltsame Thaten, „sondern Gerechtigkeit und billige Handlungen der „Menschen ehren sie. Auch feindliche und ungerechte Menschen, welche an fremdem Gestade „landeten, denen Zeus Beute gab, und die mit „beladenen Schiffen nach ihrer Heimat zurückkehrten, auch deren Seele überfällt mächtige Furcht „vor der Rache.“ Od. XIV, 83—88.

So schändlich aber diese Räubereyen waren; so hatten sie doch die gute Folge, daß man von den gewaltsam ihrem Vaterlande entrissenen Fremdlingen die Bearbeitung jener ausländischen Waaren lernte. Ihnen, besonders den trojanischen Gefangenen, verdankte Griechenland einen großen Theil der Cultur, welche es zu unseres Dichters Zeiten besaß. Damals hatten die von ihnen mitgebrachten Künste bereits solche Fortschritte gewonnen, daß der freye Grieche die Metalle ge-

schickt

schickt zu verarbeiten, und selbst die vornehmsten Griechinnen die Verfertigung der künstlichsten Zeuge verstanden. Aus diesem Umstande, daß die Griechen, nicht sich selbst überlassen, von einer Stufe der Cultur zur andern sich langsam fortarbeiteten; sondern durch fremde Hülfe unterstützt, gleichsam einen Sprung thaten, lässet sich die so merkliche Verschiedenheit erklären, welche wir in dieser Hinsicht zwischen dem Zeitalter des Dichters und seiner Helden bemerken.

Die Anzahl der Sklaven war in Griechenland zu Homers Zeiten verhältnißmäßig weit geringer, als späterhin. Man hielt sie nicht sowohl aus Ueppigkeit, sondern hauptsächlich zu den nothwendigen Arbeiten. So bearbeiteten nur nöthige Sklaven (δμωες ἀναγκαῖοι) die Aecker des Laertes. Od. XXIV, 209. Ja, wie wir oben gesehen haben, waren sie nicht einmal zu den schwersten Arbeiten des Landbaues hinreichend; sondern man war genöthigt, noch besonders Leute dazu zu miethen. Auch gingen sie mit ihren Sklaven sehr menschenfreundlich um. Eumäus, der während der Abwesenheit seines Herrn gewiß in keiner günstigen Lage war, besaß doch ein unabhängiges Eigenthum. Die ausharrende Treue desselben gegen seinen abwesenden Herrn, beweist, daß er von diesem nicht als ein Sklave war behandelt worden. Ulysses redet ihn uud den Philötius also an:
„Ich werde euch Beyden Weiber geben, Besitzun-
„gen abtreten, Häuser erbauen, und dann werde
„ich

„ich euch ansehen als Freunde und leibliche Brü„der des Telemach.“ Od. XXI, 214—216. Eumäus erzählt, Od. XV, 362, er wäre von der Mutter des Ulysses als ihr eigenes Kind erzogen und geliebt worden. An einem andern Orte sagt ebenderselbe: „denn dessen Rückkehr hindern die „Götter, der mich mit Liebe und Sorgfalt behan„delt und Besitzungen gegeben hätte, ein Haus, „Eigenthum, ein liebenswürdiges Weib, wie ein „gütiger Herr seinem Diener giebt, der ihm vie„les gearbeitet, und dessen Arbeit Gott so geseg„net hat, als mir die Arbeit, der ich mich fleißig „widme, gesegnet wird. Deswegen würde mein „Herr mich reichlich belohnt haben, wenn er hier „sein Alter verlebt hätte.“ Op. XIV, 61—67. „Ich hoffte, (sagt Agamemnon in der Unterwelt) „sehnlich erwünscht meinen Kindern und Sklaven „nach Hause zurückzukehren.“ Od. XI, 430.

Noch erträglicher war der Zustand der Sklavinnen, welche, wie überhaupt das weibliche Geschlecht, fast von allen schweren Arbeiten befreyet waren, und nur die gewöhnlichen häuslichen Arbeiten zu besorgen hatten. Dahingegen war aber die Anzahl der Sklavinnen weit stärker, als der Sklaven, welches auch sehr begreiflich ist, da die meisten Leibeigenen Gefangene waren. Ward eine Stadt eingenommen, oder geschah ein Streifzug in Feindes Land; so wurden viele Männer niedergemacht, oder retteten sich durch die Flucht; die Weiber aber waren mehrentheils eine Beute der

Sie-

Sieger. Auch waren diese in der Haushaltung ungleich nöthiger, da außer den übrigen häuslichen Arbeiten durchaus alle Zeuge und Kleidungsstücke von ihnen verfertigt wurden. Hier arbeiteten sie unter der Aufsicht ihrer Frauen. Helena und Penelope webten eben so gut, als ihre Sklavinnen, und der Unterschied zwischen Frau und Sklavinn war damals bey weitem nicht so groß, als man ihn sich nach unserem Sprachgebrauch denken sollte. „Euryclea, welche einst Laertes mit „eigenem Vermögen kaufte, als sie noch in der ersten Jugend war, und den Werth von zwanzig „Stieren für sie gab. Er ehrte sie im Hause, „gleich seiner keuschen Gattinn; aber ihr Lager berührte er nie, denn er vermied den Zorn der „Gattinn.“ Od. I, 430—433. Freylich können nicht alle Sklavinnen so gehalten worden seyn; vielmehr wurden viele zu geringen und beschwerlichen häuslichen Arbeiten gebraucht; allein von so grausamer Behandlung, als die cultivirten Europäer sich in Westindien zu Schulden kommen lassen, finden wir im ganzen Homer auch nicht ein Beyspiel. Das Verfahren des Ulysses bey seiner Rückkehr war freilich hart, und jenem roheren Zeitalter, in welchem er lebte, angemessener, als dem homerischen; aber diese Sklavinnen hatten sich durch gleiche Vergehungen gleiches Schicksal mit den Freyern, die doch Fürsten und Söhne der Fürsten waren, zugezogen.

Nach

Nach der Geschicklichkeit, welche die Sklavinnen in der Verfertigung der Zeuge besaßen, richtete sich auch hauptsächlich ihr Werth. „Dem „Sieger bestimmte er (Achill) einen großen Dreyfuß, auf das Feuer zu stellen, den bey sich die „Achäer zwölf Stiere werth schätzten; für den „Besiegten führte er ein Weib in die Mitte, ge„schickt in vielerley Arbeit, und man schätzte sie „vier Stiere werth.“ Il. XXIII, 702—705. Vergleichen wir diese Stelle mit der vorher angeführten; so läßt sich daraus schließen, wie sehr durch die trojanische Expedition sich die Anzahl der Sklavinnen vermehrt haben müsse, da der Preis derselben zur Zeit des Laertes zu dem nachmahligen sich wie fünf zu eins verhielt.

Es verdient hier auch noch bemerkt zu werden, daß Homer nie die niedrige Benennung, welche in der Folge die gewöhnliche ward, δουλος; sondern an deren Stelle δμως (ein Besiegter,) oder das noch mildere οἰκευς (ein Hausgenosse) gebraucht. Ja Penelope nennt sogar ihre Mägde Freundinnen (φιλαι). Od. IV, 722.

Nirgends finden wir im Homer, daß sich Männer mit der Bearbeitung der Zeuge abgegeben; sondern dieses Geschäft war gänzlich dem schwächern Geschlechte überlassen. So sollte es auch überall seyn; denn man kann es eben nicht als eine Erhöhung der Cultur betrachten, wenn das männliche Geschlecht durch Beschäftigungen dieser Art entnervt, und das weibliche dagegen genöthigt

wird,

wird, die schwereren Handarbeiten zu verrichten. Nie führt uns Homer in ein Haus oder einen Pallast ein, wo wir nicht alle Frauen, Fürstinnen und Sklavinnen, über diesen Beschäftigungen anträfen. Selbst am Hochzeitfeste ihrer Tochter läßt Helena die Spindel nicht ruhen. Od. IV, 133. Es war also in jedem großen Hause gleichsam eine Fabrik; für welche aber auch Leute, die nicht zur Familie gehörten, um Lohn arbeiteten, und sich eben so kümmerlich damit nährten, als heut zu Tage. „Wie die Wagschalen hält ein redliches, mit ihrer „Hände Arbeit sich nährendes Weib, welche Ge„wicht und Wolle abwägt, und beydes gleich „macht, damit sie für ihre Kinder den geringen „Lohn verdiene.“ Il. XII, 433—435.

Die Art der Verarbeitung scheint der heutigen sehr ähnlich gewesen zu seyn. Zum Spinnen bediente man sich keiner besonderen Maschine, sondern bloß der Spindel. Eine Art von Weberstuhl scheinen sie indeß doch gehabt zu haben. Il. XXII, 448. XXIII, 760—762. Wie aber auch das Verfahren eigentlich beschaffen gewesen seyn mag; so rühmt doch Homer sehr oft die Feinheit, das schöne Ansehen, den Glanz und die Stickerey dieser Zeuge. „Seinen Leibrock bemerkte ich; er war „so weich, als die Schale um eine getrocknete „Zwiebel, und so glänzend weiß, wie die Sonne.“ Od. XIX, 232—234. „Sie webte ein großes, „doppeltes, glänzend weißes Gewand, und stickte „hinein viele Kämpfe der rossezähmenden Troer

„und der geharnischten Achäer." Il. III, 125 — 127. Il. XIV, 179. XXII, 440. 441. Od. II, 95. und anderw. Der Stoff, woraus sie verfertigt wurden, war hauptsächlich Flachs *) und Wolle. Ob sie auch von andern Stoffen etwas wußten, läßt sich aus dem Homer nicht mit völliger Gewißheit ersehen. Wahrscheinlich ist es indeß, daß ihnen die Baumwolle nicht unbekannt war, da in Kleinasien nnd auf den Inseln des Archipelagus die krautartige Baumwolle einheimisch ist, und es nicht so viel Mühe und Kunst erfordert, sie zum Verarbeiten geschickt zu machen, als den Flachs.

*) Zum Stricken bediente man sich des Byblus. Od. XXI, 391.

Bild-

Bildhauerkunst und Mahlerey.

Nirgends erwähnt Homer einer aus Stein gearbeiteten Statue oder Figur, nirgends eines Gemähldes. Man errichtete zwar zur Ehre der Verstorbenen Grabhügel, und setzte Säulen darauf, Il. XVI, 457. 675; aber nicht, wie einige Ausleger behauptet haben, Statuen. Indessen ist es doch unwahrscheinlich, daß die Griechen zu Homers Zeiten noch gar keinen Versuch in diesen Künsten, in welchen sie in der Folge alle Völker übertrafen, sollten gemacht haben. Es war schon sehr gewöhnlich, Steine zu behauen, und ihnen eine Form zu geben, daß sie zum Bauen geschickt waren, und metallener Statuen gedenkt Homer bereits. „Goldene Jünglinge standen auf schön „gearbeiteten Fußgestellen, und hatten brennende „Fackeln in den Händen. Od. VII, 100. 101. „Goldene Dienerinnen stützten den König (den „Vulkan), lebenden Mädchen gleich.“ Il. XVIII, 417. 418. Sie wirkten Figuren, ja ganze Scenen aus der Geschichte, in Zeuge. „Sie webte

„ein großes, doppeltes, glänzend weißes Ge„wand, und stickte hinein viele Kämpfe der rosse„zähmenden Troer und der geharnischten Achäer." Il. III, 125—127. Il. XIV, 179. XXII, 441. Es ist also zu vermuthen, daß ihnen auch die leichteren Arten, Gegenstände durch Farben abzubilden, nicht gänzlich werden unbekannt gewesen seyn. Wie weit man es indeß in beyden Künsten gebracht habe, läßt sich bey dem gänzlichen Stillschweigen des Dichters über diese Gegenstände unmöglich näher bestimmen.

Arzneykunst.

Ich gehe nun zu der Betrachtung und Bestimmung der Fortschritte über, welche die Griechen zu Homers Zeiten in den Wissenschaften gemacht hatten. Diejenige Wissenschaft, die immer desto sorgfältiger cultivirt wird, je mehr die Menschen sich von der Natur entfernen, die Arzneykunst, war damals noch in ihrer Kindheit. Obgleich der Luxus in einigen Stücken, als der Kleidung, den Gefäßen, den Wohnungen, schon ziemlich weit gediehen war; so hatten sie doch, in Ansehung der Speisen, viel von ihrer ursprünglichen Simplicität beybehalten. Ihre Speisen waren einfach zubereitet, nicht durch Gewürze der Gesundheit nachtheilig gemacht; den Wein genossen sie mäßig und immer mit Wasser vermischt. Nur eine Stelle finden wir, welche diesem zu widersprechen und anzuzeigen scheint, daß der Gebrauch des Opiums den Griechen schon bekannt gewesen seyn müsse. „Da ersann ein anderes die Tochter des Zeus, Helena; sogleich „warf sie in den Wein, von dem sie tranken, ein

„Mittel, das den Kummer und Zorn vertreibt, „und worüber man alle Leiden vergißt. Wer das„selbe getrunken, nachdem es im Becher gemischt „worden, dem fließt den ganzen Tag keine Thräne „die Wangen herunter, wenn ihm auch Vater „und Mutter gestorben wäre, und wenn man auch „den Bruder und den geliebten Sohn vor ihm mit „dem Schwerdte tödtete, und er mit seinen Au„gen es sähe. Solche künstliche und wirksame „Mittel hatte die Tochter des Zeus, welche ihr „Polydamna, die Gemahlin des Thon, die „Aegyptierinn, gab.“ Od. IV, 219—229. Wenn wir die Wirkungen dieses Mittels, besonders die, welche es beym Telemach, der dessen nicht gewohnt war, hervorbrachte, (IV. 294) mit denen des Opiums vergleichen; so ist wohl nicht zu zweifeln, daß es wirklich solches war. Allein auf die Gesundheit der Griechen konnte es doch keinen schädlichen Einfluß haben, da es nicht in Griechenland zubereitet wurde, sondern nur als eine Seltenheit aus einem fernen Lande kam. Bedenken wir ferner die Sorgsalt, welche man auf den Körper wendete, das öftere Baden *), die Reinlichkeit, die Leibesübungen, die zweckmäßige Kleidung, das gesunde Klima; so werden wir uns nicht wundern, wenn der Krankheiten, und mithin der

Aerzte

---

*) Man bediente sich auch schon der Badewannen. Il. X, 578.

Aerzte, nicht viele waren. Indessen bemerkt Homer doch an vielen Orten (z. E. V, 303.), daß seit der Zeit des trojanischen Krieges die Körperstärke der Menschen sehr abgenommen habe, welches auf die seitdem sehr veränderte Lebensart schließen läßt. Er rechnet daher (Od. XVII, 384) den Arzt zu den allgemein geschätzten Männern, die man von andern Orten her berufe und sie gern aufnehme.

So selten aber im heroischen Zeitalter innerliche Krankheiten waren, so sehr war man den äußerlichen Verletzungen ausgesetzt; daher denn auch die berühmten Aerzte, welche Homer nahmhaft macht, bloß Wundärzte waren. Ja auch die Wundarzneykunst ward nicht als eine besondere Wissenschaft getrieben; sondern von den Helden vor Troja verstand einer mehr, der andere weniger davon, als Machaon, Podalirius, Achilles, Patroclus. Die beyden ersteren hatten es darin am weitesten gebracht. Il. XI, 829 folg. Ihre ganze Kunst schränkte sich bloß darauf ein, daß sie die Wunden reinigten, und einige Wurzeln und Kräuter, an welchen sie Heilkräfte bemerkt hätten, darauf legten. Daher waren sie, besonders die Frauenzimmer, sehr bemüht, die Eigenschaften der Pflanzen kennen zu lernen. Il. XI, 740. Daß sie auch gute Kenntnisse von den Theilen des menschlichen Körpers hatten, beweisen die mannigfaltigen und genauen Beschreibungen, welche Homer von den Verwundungen macht. Ob wir gleich im

Homer eigentlich kein Beyspiel von dem Gebrauche der Arzneymittel gegen innerliche Krankheiten finden; so bedienten sie sich doch derselben, um andere Wirkungen hervorzubringen. Od. X, 317. Daß übrigens die Griechen überhaupt, zu des Dichters Zeiten, in der Medicin noch keine großen Fortschritte gemacht hatten, beweist uuter andern auch die Bewunderung, mit welcher er von den ägyptischen Aerzten redet. „Wo die fruchtbare Erde „die meisten Arzneymittel hervorbringt, viel heil„same und viel schädliche, unter einander gemischt. „Jeder Arzt aber übertrifft alle Menschen an Er„fahrung; denn sie sind wahrlich vom Geschlechte Päeons.“ — Od. IV, 229—232. Indessen zeigt doch diese Bewunderung und Hochschätzung, so wie die Bereitwilligkeit, mit der man fremde Aerzte, die doch vermuthlich keine Wundärzte waren, aufnahm (Od XVII, 384), daß zur Zeit Homers die Griechen anfingen, ihre erste einfache Lebensart zu verlassen, und daß der einreißende Luxus Krankheiten mit sich führte, und Aerzte nothwendig machte.

Sprache und Dichtkunst.

Gibbon glaubte *), treffliche Dichter könnten auch in der uncultivirtesten Nation aufblühen, und er gestand daher der unsrigen zwar jene zu; leugnete aber, daß man daraus einen Schluß für die Cultur der Deutschen überhaupt herleiten könne. Ist diese Meinung gegründet; so konnte auch der Dichter, welcher nun schon Jahrtausende hindurch als das vollkommenste Muster in der erhabensten Art der Dichtkunst ist bewundert worden, nicht allein unter rohen Barbaren leben; sondern er konnte sogar, wenn die Natur nicht ein Wunder that, und ihm allein gab, was sie seinem ganzen Volke versagt hatte, ein roher, uncultivirter Mensch seyn. Daß ein Dichtergenie, wie Homer, etwas außerordentliches und unter seinem Volke und seinen Zeitgenossen einzig gewesen sey, läßt sich nicht bezweifeln. Allein wie Newton und

*) Einige Nachrichten von Gibbon; mitgetheilt von einem Freunde desselben. Im 3. Bande des neuen Götting. histor. Magaz.

Leibnitz, Milton und Klopstock nicht die Meisterwerke geliefert haben würden, wenn sie das Schicksal in Othaheite hätte lassen geboren werden; so würden wir auch keine Iliade und Odyssee haben, wenn der Sänger derselben unter einem weniger cultivirten Volke gelebt hätte. Schon das Gefallen, welches seine Zeitgenossen an diesen beyden unsterblichen Gedichten fanden, und welchem wir die Erhaltung derselben zu danken haben, ist Beweises genug, daß der Grad der Cultur, auf welchem er stand, sich zu der seines Volks ungefähr verhalten mußte, wie die Cultur Miltons und Klopstocks zu der ihrer Zeitgenossen. Ist also Homer zu den cultivirten Menschen; so sind auch die Griechen seiner Zeit zu den cultivirten Völkern zu rechnen. Ersteres ist demnach zu erweisen.

Cultivirt ist derjenige Mensch, dessen Seelenkräfte alle durch Uebung so viel Stärke erlangt haben, daß er jede gehörig gebrauchen kann, und der nicht genöthigt ist, die untern Seelenkräfte statt der höheren anzuwenden. Es kann zwar ein Mensch vermittelst der Einbildungskraft einzelne sehr poetische Bilder, aber nie ein vortreffliches Ganzes hervorbringen. So finden wir im Koran einzelne wirklich erhabene Stellen; sehen wir aber das ganze Buch an; so entdecken wir überall einen so gänzlichen Mangel des deutlichen Denkens, des bestimmten Ausdrucks, der reifen Beurtheilungskraft, so wenig Plan im Ganzen und Ordnung in den Theilen, daß schwerlich jemand die

Ver-

Verfasser für Menschen halten wird, deren Seelenkräfte gehörig geübt worden. Ganz anders verhält es sich beym Homer. Hier finden wir in beyden Gedichten einen weise angelegten und glücklich durchgeführten Plan, eine geschickte Anordnung der einzelnen Theile, so, daß bis auf den heutigen Tag unsere besseren Dichter glauben, um desto mehr der Vollkommenheit nahe gekommen zu seyn, je weniger sie von ihm abgewichen sind. Seine Sprache und sein Ausdruck sind so deutlich und bestimmt, daß er bey der Menge und Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die er besingt, sicherlich in dieser Rücksicht nicht allein der leichteste griechische Schriftsteller; sondern auch der verständlichste Dichter aller Völker und Zeiten ist. Diese Simplicität im Ausdruck kann man nicht besser bemerken, als wenn man ihn mit den meisten seiner Uebersetzer vergleicht, die, weil sie befürchten, ihre Uebersetzungen möchten ihren Landsleuten zu prosaisch vorkommen, überall mahlerische hochtönende Beywörter einzuschieben bemüht sind, von denen das Original nichts weiß. Betrachten wir ferner den in der That schon sehr vervollkommneten Bau seiner Perioden *), und die große Menge von Wör-

tern,

---

*) Neque enim jam Troicis temporibus tantum laudis in dicendo Ulyssi tribuisset Homerus, et Nestori, (quorum alterum vim habere voluit, alterum suavita-

tern, welche zur Verbindung dienen; so werden wir wohl nicht geneigt seyn, zu behaupten, daß die Einbildungskraft allein oder hauptsächlich zur Hervorbringung dieser Werke wirksam gewesen sey. Zum deutlichen Beweise, wie viel ruhige Ueberlegung er angewandt habe, kann auch die Sorgfalt und Haltung in Zeichnung der Charaktere seiner Helden dienen, wo fast jede Handlung und jedes Wort so bezeichnend ist, daß man ohne den Namen schon wissen kann, wer der Handelnde oder Redende ist. Dieses zeigt nicht allein von vorhergegangener genauer Beobachtnng der Menschen und der Gabe, das Uebereinstimmende und Unterscheidende in ihrer Handlungsweise zu bemerken und davon allgemeine Regeln des Handelns zu abstrahiren; sondern auch von einem vorher genau bestimmten Entwurf aller dieser Charaktere und der Festigkeit, denselben immer vor Augen zu haben und ihm getreu zu bleiben. Dieses alles kann nur das Werk reifer Ueberlegung, nicht aber einer glühenden, dem Urtheil nicht untergeordneten, Phantasie seyn.

Derjenige, welcher behauptet, ein Volk, bey dem die Einbildungskraft noch die Oberhand über die anderen Kräfte der Seele hat, könne vortreffliche

vitatem) nisi jam tum esset honos eloquentiae; neque ipse poëta hic tam idem ornatus in dicendo, ac plane orator fuisset. Cic. Brut. C. 10.

liche Dichter unter sich haben, der muß auch annehmen, daß zur Verfertigung eines vortrefflichen Gedichts nichts weiter erfordert werde. Der Uncultivirte, dessen Sprache noch keine Wörter für abstrakte Begriffe hat, muß freylich vieles bildlich ausdrücken und ist oft aus Noth gezwungen, poetisch zu sprechen; allein der dunkle Ausdruck seiner Empfindungen ist deßwegen noch nicht Poesie, und er noch weniger ein trefflicher Dichter. Die Sprache Homers ist so reich an Wörtern, auch für abstrakte Begriffe, daß wohl im ganzen Virgil kein Wort ist, welches nicht ganz bestimmt durch ein homerisches sich übersetzen ließe.

Homer, sagt man, war bloß ein getreuer Nachahmer der Natur. So wahr dieser Satz ist; so muß man doch nicht glauben, er habe sich dabey gleichsam nur leidend verhalten und sey sich der Grundsätze, denen er folgte, selbst nicht deutlich bewußt gewesen. Das wäre vielleicht bey einem möglich, der bloß Gegenstände der Natur, die er vor Augen hat, beschreibt; allein dieses war der geringste Theil der Natur, die Homer nachahmte; bey weitem der größere Theil seiner Originale ist nur dem Auge der Seele sichtbar. Er fand nur einzelne Züge in der Natur, die er bemerken, sammlen, wählen und zu einem Ganzen verbinden mußte, um ihm sodann in dem großen Gemählde denjenigen Platz anzuweisen, wo es die beste Wirkung hervorbringen konnte. Ueberdenken wir diese ganze Operation; so werden wir nicht zweiflen, daß,

die

die Natur so nachahmen, als sie Homer nachgeahmt hat, ein Werk anhaltender Beobachtung, der Beurtheilungskraft und des Geschmacks sey, daß er Grundsätzen und nicht der blinden Leitung der Einbildungskraft folgte. Mit einem Worte, Homer mußte sich selbst der Regeln, nach denen er arbeitete, eben so deutlich bewußt seyn, als wir sie noch in seinen Werken entdecken. Pope, der bewiesen hat, daß er über den Homer und über die Regeln der Dichtkunst urtheilen könne, sagt: Laßt Homers Werke euer Studium und euer Ergötzen seyn; leset sie bey Tage, und denkt über sie nach bey Nacht; durch sie bildet euer Urtheil, aus ihnen abstrahirt eure Grundsätze *).

Wenn also Homer ein gebildeter Mann war; so mußte es, dem Obigen zufolge, auch seine Nation seyn; wenn seine Sprache reich an Wörtern, auch für abstrakte Begriffe, wenn sie gebildet genug war, um diese Wörter gehörig zu verbinden und Perioden aus ihnen zusammenzusetzen; wenn sie überdies eine außerordentliche Harmonie besaß; so mußten die Menschen, welche sich ihrer bedienten, doch auch nothwendig reich an Begriffen und im Stande seyn, das Gedachte deutlich, zusammenhängend und sogar zierlich auszudrücken, und folglich schon einen merklichen Grad der Cultur erreicht haben.

Ueber=

*) Essay on Critic. v. 124—126.

Ueberhaupt läßt sich wohl durch nichts die Cultur eines Volkes genauer bestimmen, als durch seine Sprache, weil diese den ganzen Vorrath der einzelnen Begriffe und die Verbindungsarten derselben enthält. Daher ändert sich auch mit der Zu- oder Abnahme der Cultur die Sprache. Wir sehen davon in unsern Tagen ein sehr deutliches Beyspiel an dem Volke, welches seinen Nationalcharakter so auffallend und plötzlich ändert, und jedem ist der Einfluß bekannt, den dieses bereits auf die Sprache desselben gehabt hat. An der Sprache eines jeden römischen Schriftstellers kann man mit ziemlicher Gewißheit sehen, ob derselbe schrieb, da sein Volk der höchsten Stufe der Cultur sich näherte, sie erreicht hatte, oder sich wieder von ihr entfernte. Der Schluß von der Sprache auf die Cultur ist nur dann etwas mißlich, wenn letztere bey einer Nation im Abnehmen ist; denn so schnell sich auch dieses in der Schreibart und im Gebrauche der Wörter äußert; so bleiben die Wörter selbst doch noch eine Zeit lang, und man würde sich irren, wenn man von dem Reichthum an letzteren auch auf die Menge der Begriffe schließen wollte. Indeß waren die Griechen zu unsers Dichters Zeiten nicht in diesem Fall, und wir können also als ausgemacht annehmen, daß sie alle die Begriffe hatten, für welche sich in ihrer Sprache Ausdrücke befinden.

Man kann, meines Erachtens, als einen Grundsatz annehmen: Je mehr und bestimmter

ein

ein Volk gedacht hat, desto mehr hat es durch Ableitung und Zusammensetzung der Stammwörter seine Sprache bereichert. Das Thier drückt seine Empfindung durch unartikulirte Töne aus; der roheste Mensch bringt wenigstens artikulirte hervor; aber auch der Ausdruck der Begriffe fängt mit einzelnen Tönen oder einsylbigen Wörtern an. Natürlich aber können auf diese Art nur die einfachsten Begriffe ausgedrückt werden. Je mehr nun diese ausgebildet, genauer bestimmt, die feineren Nüancen angedeutet werden sollen; desto mehr müssen die ersten rohen, einsylbigen Wörter ausgebildet, verlängert, zusammengesetzt werden. Wie weit es die Griechen schon damals hierin gebracht hatten, und besonders mit welcher Regelmäßigkeit sie dabey verfuhren, davon kann man sich nicht besser überzeugen, als wenn man ganze Familien der im Homer vorkommenden Wörter zusammenstellt. Man versuche dieses z. B. mit den von εἴδω abgeleiteten. Stellte man eben diese Probe mit dem Virgil an; so würde sich, wie ich glaube, daraus ergeben, daß die Römer in ihrer blühendsten Periode kaum so weit waren, als die Zeitgenossen Homers, und auch dahin würden sie nie gelangt seyn, wenn nicht auch hierin die Griechen ihre Lehrer gewesen wären. Wenn also von der Ausbildung und Modificirung der rohen Stammwörter sich mit Sicherheit auf die Ausbildung des Vermögens zu denken und auf die Cultur des Geistes schließen läßt; so besaßen die Griechen, als

Ho-

Homer sang, dieselbe schon in einem höheren Grade, als das jüdische Volk sie jemals erlangt hat.

Die Vorzüge, welche die griechische Sprache darin vor andern voraus hat, daß sie die einzelnen Theile der Sätze, und diese selbst unter einander, genauer verbindet, als irgend eine andere mir bekannte Sprache, finden sich alle schon im Homer.

Der Reichthum an Verbindungswörtern ist in der That so groß, daß sie im Homer, nach den Hauptwörtern, unter allen Redetheilen am häufigsten vorkommen, welches weder im Lateinischen, noch im Deutschen, noch, so viel ich weiß, in irgend einer andern Sprache der Fall ist. Zudem haben die Zeitwörter eine Art mehr, die zur Verbindung dienet, als z. B. im Lateinischen, und die Participien, welche ebenfalls zur näheren Verbindung der Rede beytragen, können weit bequemer gebraucht werden, da ihrer mehrere sind und sie die Zeiten viel genauer bezeichnen. Dieses, und überhaupt die ganze Grammatik des Homer zeigt zur Genüge, daß sein Volk nicht erst zu seiner Zeit angefangen habe, zusammenhängend zu denken; sondern daß es sich schon längst darin geübt haben müsse. Also diese durch Uebung erlangte Fertigkeit des zusammenhängenden Denkens, dieser Reichthum der Sprache, diese Bestimmtheit der einzelnen Wörter, diese regelmäßige Ausbildung und Zusammensetzung derselben bezeichnet offen-

bar ein Volk, das schon so weit in der Cultur des Geistes gekommen war, als manches andere Volk, dessen Sprache wir des Erlernens werth achten, nie gekommen ist.

Wenn auch Homer nicht verschiedene Sänger namentlich anführte; so würde es doch jeder Vers beweisen, daß er weder der erste noch der einzige Dichter seiner Zeit war. Der Eindruck, den dieselben auf ihre Zuhörer machten, und die Ehre, welche sie überall genossen, geben hinlänglich zu erkennen, daß sie nicht rohen Barbaren sangen. Eine der vornehmsten Ergötzungen, sogar bey den Gastmählern, war der Gesang. Man nahm die Sänger überall mit Freuden auf, (Od. XVII, 385.) betrachtete sie als geheiligte Personen, die unter dem unmittelbaren Schutze der Götter stånden und von welchen sie zum Gesange begeistert würden. (Od. XXII, 345. Od. I, 348.) Die Wirkung und der Eindruck der Poesie mußte um so stärker seyn, weil die Dichter selbst ihre Gedichte unter Begleitung der Musik absangen. Diese Anwendung der Musik läßt uns auch sowohl auf die Sanftheit derselben schließen, als auch überhaupt vermuthen, daß sie dem Inhalte des Gesanges angemessen gewesen. Wir können uns zwar aus dem Homer keine genaue Vorstellung von der damaligen Beschaffenheit der Musik machen; allein dieser Gebrauch derselben beweiset hinlänglich, daß sie von dem Rauschenden und

Lär-

Lärmenden, welches alle Wilde und Halbwilde allein in der Musik lieben, weit entfernt gewesen sey. Wie hätte man sonst durch sie bis zu Thränen gerührt werden können, wie Ulysses und Penelope; und wie hätte sonst selbst Achill sich auf die Musik legen und in den Stunden der Ruhe sich mit der Laute ergötzen können? II. IX, 186 folg.

Hat Homer etwas von der Schreibekunst gewußt, und seine Gedichte aufgezeichnet?

Diese Frage ist nun fast seit 2000 Jahren bald bejahet, bald verneinet worden *). Diejenigen, welche sie verneinen (und es geschieht dieses von Männern, deren Urtheil allerdings von sehr großem Gewicht ist), gründen ihre Behauptung hauptsächlich darauf, weil sich in zwey so langen Gedichten schlechterdings keine Spur finde, woraus man schließen könne, daß ihm die Schreibekunst bekannt gewesen sey. Auf der andern Seite glaubte man in der Stelle, Il. VI, 168, solche Spuren entdeckt zu haben, weil die daselbst erwähn-

*) Josephus in seinem Buche contra Apion. l. I. S. 439, sagt schon, Viele behaupteten, daß die Gedichte Homers sich nicht durch Schrift, sondern durch mündliche Ueberlieferung erhalten hätten. — Merkwürdig ist es auch, daß Strabo und andere bey ihren häufigen Citaten den Ausdruck: Er schreibt, geflissentlich zu vermeiden scheinen.

wähnten σηματα λυγρα nichts anders, als Schriftzüge seyn könnten.

So vielen Schein auch der Schluß für sich hat: Es findet sich in der Iliade und Odyssee kein Ausdruck, aus welchem man mit Sicherheit auf Kenntniß der Schreibekunst schließen kann; also war sie dem Homer auch unbekannt; so läßt sich meines Erachtens doch manches dagegen einwenden. Wenn man die Wörter, welche das Schreiben und was dazu gehört, bezeichnen, genauer betrachtet; so findet man, daß ein Dichter sich ihrer, im eigentlichen Sinne genommen, äußerst selten bedienen kann. Ehe diese Wörter aber figürlich gebraucht werden können; muß die Schreibekunst schon lange und allgemein eingeführt gewesen seyn. Wenn man sich recht deutlich davon überzeugen will, wie selten ein Dichter, besonders ein epischer, Gelegenheit habe, Wörter, welche das Schreiben betreffen, zu gebrauchen; so mache man einmal einen Versuch. Ich habe mehrere Gesänge des Messias in dieser Absicht durchgelesen, und ich stehe dafür, daß, wenn diese allein auf die Nachwelt kämen, es den künftigen Gelehrten schwer werden sollte, aus ihnen zu beweisen, daß Klopstock habe schreiben können. Ja, es dürfte eben nicht leicht seyn, aus den Werken manches viel späteren griechischen Dichters darzuthun, daß ihm die Schreibekunst bekannt gewesen sey. So findet sich vielleicht kein solches Wort im ganzen Apollonius Rhodius; viel sind ihrer sicher nicht.

Wie aber, wenn Homer auch die wenige Gelegenheit, der Schreibekunst zu erwähnen, mit Fleiß vermieden hätte? Er erzählt alle Begebenheiten so, als wenn er selbst zugegen gewesen wäre, oder vielmehr er erzählt sie den Musen genau nach, von denen er sagt: „Ihr waret zugegen und wisset alles.“ Il, II, 485. Daher ist er der so beständige Gefährte seiner Helden, daß er sie nicht selten anredet; und daher das tiefe Stillschweigen von seinen eigenen Umständen. Nun aber setzt er seine Helden in ein sehr frühes Zeitalter; Ulysses war ihm zufolge ein Zeitgenosse des Herkules. Od. XXI, 13—37. Damals war freylich die Schreibekunst in Griechenland noch etwas ganz unbekanntes. Homer, welcher dieses, ja vielleicht den Zeitpunkt wußte, wann diese Kunst hier eingeführt worden war, konnte, bey seiner Art zu erzählen, ihrer also nicht wohl gedenken. Indessen, je mehr ich die Stelle Il. VI. 168 betrachte, desto wahrscheinlicher wird es mir, daß er bloß aus Besorgniß, einen chronologischen Fehler zu begehen, sich nicht deutlicher ausgedrückt habe; denn Prötus lebte noch vor dem trojanischen Kriege. Allein aus der ganzen Erzählung läßt sich doch vermuthen, Homer habe gewußt, daß man auf diese Art einem Abwesenden seine Gedanken bestimmt mittheilen könne. Den Prötus sowohl als seinen Schwiegervater schildert er uns als gute und gastfreundliche Männer, und keinesweges als solche, die gewisse Zeichen vorher unter sich verabredet hätten,

ver-

vermöge welcher der eine diejenigen tödtete, welche ihm der andere zuschickte. Also ist es nicht wahrscheinlich, daß die σηματα λυγρα symbolische oder Gemählde-Schrift bedeuten können, da auf diese Art unmöglich ein Gedanke einem andern so bestimmt mitgetheilt werden kann, als es hier der Fall war. Indessen will ich gern zugeben, daß man aus dieser Stelle eben so wenig mit Gewißheit darthun könne, Homer habe von der Buchstabenschrift gewußt, als sich das Gegentheil aus seinem Stillschweigen schließen läßt. Ich will daher durch einige andere Gründe wahrscheinlich zu machen suchen, daß er die Schreibekunst gekannt, und seine Gedichte wirklich geschrieben habe.

Wenn er sie nicht geschrieben hat; so müssen sie auswendig gelernt, und so fortgepflanzt worden seyn. Wie dieses aber bey der Länge beyder Gedichte möglich gewesen, läßt sich schwerlich begreifen. Man pflegt zwar zu sagen, durch die beständige Uebung des Gedächtnisses, wozu man vor der Einführung der Schreibekunst genöthigt gewesen, sey dasselbe so gestärkt worden, daß die damaligen Menschen uns in diesem Stücke weit übertroffen hätten. Allerdings mußten sie viele Dinge im Gedächtnisse behalten, welche wir aufzeichnen können; allein bey der einfacheren Verfassung und Lebensart war auch das Feld ihrer Kenntnisse viel eingeschränkter. Ihre Richter mußten die Gesetze auswendig wissen, ihre Naturkündiger und Aerzte mußten sich einzig auf ihr Gedächtniß verlassen;

aber niemand wird wohl deßhalb behaupten, daß diese überhaupt mehrere und mannigfaltigere Sachen im Gedächtniß gehabt hätten, als die unsrigen. Zudem fand bey ihnen die Uebung dieser Seelenkraft durch Erlernung fremder Sprachen nicht Statt. Mit einem Wort, sie hatten uicht so mannichfaltige Gegenstände, an welchen sie ihr Gedächtniß üben konnten, als wir.

Auch die Erfahrung bestätiget es nicht, daß die Völker, denen noch jetzt die Schreibekunst unbekannt ist, durch ein starkes Gedächtniß sich vor andern auszeichnen. Man führt zum Beweise die Art an, wie die Gedichte Ossians erhalten worden; doch wird dieses wohl nicht leicht von jemandem geschehen, welcher dieselben mit Rücksicht auf ihr Alterthum und ihre Aechtheit gelesen, oder die Zweifel kennt, welche Reisende, wie Johnson *) und andere, die an Ort und Stelle darüber Untersuchungen anstellten, erhoben haben. Daß einzelne Balladen und kleine Volkslieder sich durch mündliche Ueberlieferungen erhalten haben, beweist noch nicht, daß dieses auch von Gedichten, wie die Iliade und Odyssee, möglich sey. Aber noch mehr; diese zwey großen Gedichte sollen sich nicht

*) S. Boswell's Tagebuch einer Reise nach den hebridischen Inseln. S. 204 deutsche Uebers. wo Johnson unter andern behauptet, Homers Gedichte wären wirklich so von dem alten Dichter gesungen worden, wie wir sie noch haben.

nicht allein Jahrhunderte lang auf diese Art erhalten; sondern auch ziemlich vollständig und unverderbt erhalten haben. Wer bedenkt, daß mit der Art von Gedächtniß, als erfordert wird, eine große Menge Verse zu behalten, selten Geschmack und überhaupt Beurtheilungskraft verbunden sey, dem wird dieses um so unglaublicher vorkommen. Würden nicht die Menschen, durch welche sie bis zur Einführung der Schreibekunst fortgepflanzt worden, theils aus Einfalt vieles geändert, theils aus Eitelkeit vieles, ihrer Meinung nach, verbessert, theils das, was ihnen selbst oder andern weniger gefiel, hinweggelassen, und also nach und nach beyde Gedichte ganz verstümmelt haben? Man sehe nur, wenn man sich recht sichtbar überzeugen will, welchen Unsinn solche mündliche Ueberlieferungen in Gedichte hineinbringen, unsere nur aus wenigen Strophen bestehenden Volkslieder an.

Eine Hauptschwierigkeit scheinet mir noch die zu seyn: Wie hat Homer selbst seine Gedichte behalten und sie andern mittheilen können? Daß jemand einzelne kleine Lieder dichten, und sie auch zugleich im Gedächtniß behalten könne, läßt sich denken. Allein, wenn wir auch annehmen wollen, Homer habe keine Gedichte weiter gemacht, als den größten Theil der Iliade und Odyssee; so bleibt es doch immer unbegreiflich, wie er beynahe 30000 Verse habe machen und dem Gedächtniß einprägen können; unbegreiflich, wie er über dem

Hervorbringen des einen Theils nicht den bereits hervorgebrachten wieder vergessen habe. Um dieses psychologische Räthsel zu lösen, würden wir annehmen müssen, daß, welches wohl noch bey keinem Sterblichen der Fall war, in seiner Seele die feinste Empfindung, die fruchtbarste Einbildungskraft, Geschmack und sklavisches Wortgedächtniß in gleich starkem Grade mit einander vereinigt gewesen.

Eben so schwer ist es zu begreifen, wie Homer, wenn er auch selbst seine Gedichte auswendig gewußt hätte, sie andere hätte lehren können. Dazu wäre doch nöthig gewesen, daß er sie oftmals von Wort zu Wort anderen vorgesagt hätte. Daß Homer ein Gedächtniß hatte, welches eine Folge von Gedanken leicht behielt, räume ich gern ein; aber daß es ihm bey dem unerschöpflichen Reichthum und der Fülle von Worten, Ausdrücken, Wendungen und der Kunst, sie auf die mannichfaltigste Art zu ordnen, möglich gewesen sey, eine lange Reihe von Gedanken mit den nehmlichen Worten zu wiederholen, daran zweifle ich. Und konnte er dieses nicht, konnte er nicht jeden Gesang der Iliade und Odyssee von Anfang bis zu Ende wörtlich wiederholen; so war es seinen Zuhörern unmöglich, sie zu behalten; (sie müßten sie denn gleich aufs erstemal ins Gedächtniß gefaßt haben), und also war auf jeden Fall schlecht für die Fortdauer seiner Gedichte gesorgt. Wollte er nun, wie es wohl natürlich ist, noch überdies

beym

beym Wiederholen Verbesserungen anbringen; so mußte das Behalten seinen Zuhörern vollends unmöglich werden.

Ein anderer Grund, welcher es wahrscheinlich macht, daß den Zeitgenossen Homers die Schreibekunst bekannt gewesen sey, liegt, meines Erachtens, in dem hohen Grade der Ausbildung, welchen ihre Sprache bereits erreicht hatte. Schon der große Reichthum an Wörtern, der sich im Homer findet, und von denen wahrscheinlich viele im gemeinen Leben selten gebraucht wurden, zeigt an, daß, wenn man nicht auf eine andere Art, als bloß durch das Gedächtniß, für ihre Erhaltung gesorgt hätte, sie bald verloren gegangen seyn würden. Ja, einige, von denen Homer sagt, nur die Götter bedienten sich ihrer, müssen im gemeinen Leben nicht üblich gewesen seyn. Wahrscheinlich hatte man also außer dem Gedächtniß noch ein anderes Mittel, sie vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren.

Doch noch sicherer läßt die Art, wie Homer die Wörter verbindet, auf Kenntniß der Schreibekunst schließen. Die Erfahrung lehrt, daß selbst unter uns, wo so viel gelesen wird, selten jemand im Gespräch eine förmliche Periode vorbringt, und gewöhnlich ist dieses einer, der mehr mit Büchern, als mit Menschen umgeht. Die Völker, unter denen wenig geschrieben wird, tragen bloß einzelne Sätze vor und verstehen nicht, dieselben zu vollständigen Perioden zu verbinden. Zum

Be-

Beweise dienet die hebräische Sprache, besonders die ältesten Ueberbleibsel derselben. Im Homer aber finden wir lange und geschickt zusammengesetzte Perioden. Es ist mir daher wahrscheinlich, daß seine Zeitgenossen nicht allein Buchstabenschrift kannten; sondern auch schon durch Uebung Fertigkeit und Geschicklichkeit im Schreiben erlangt hatten.

Dieses scheint mir vornehmlich auch der Hexameter des Homer außer Zweifel zu setzen. Diese Versart erfordert eine so genaue Abzählung der Sylben und so viel Rücksicht auf einzelne Buchstaben, daß es mir völlig unbegreiflich seyn würde, wie ein Mann, welcher sich bloß nach dem Gehör gerichtet, die Regeln desselben hätte beobachten, und überhaupt den Versbau zu der Vollkommenheit bringen können. Wir wollen z. B. einmal die Regel nehmen, nach welcher ein an sich kurzer Vokal wegen zweyer folgenden Consonanten, lang gebraucht wird. Ich will zugeben, daß den Griechen der Unterschied hörbar gewesen, wenn auf einen sonst kurzen Vokal zwey Consonanten folgten; allein, wenn diese Consonanten gar nicht in demselben Worte sind, sondern erst das folgende anfangen; so kann, wenn jedes Wort für sich ausgesprochen wird, die Wirkung der beyden Consonanten auf den Endvokal dem bloßen Gehör unmöglich noch merkbar seyn. Auch das schärfste Gehör wird z. E. in dem Verse:

Τη δ' αρ' επι φρεσι θηκε θεα γλαυκωπις Ἀθηνη.
Od. XXI, 1.

schwerlich irgend eine Veränderung bemerken können, welche in den Wörtern επι und θεα die beyden letzten an sich kurzen Vokale durch die doppelten Anfangsconsonanten der folgenden Wörter erleiden. Diese Regel muß also meines Erachtens durchaus von solchen erfunden und befolgt worden seyn, welche die Worte nicht bloß hörten, sondern geschrieben sahen.

Wenn man annehmen wollte, Homer selbst hätte diese Regeln der Prosodie nicht gekannt; sondern sie wären erst in späteren Zeiten in seine Gedichte hineingetragen worden; so würde daraus folgen, daß wir wenige reine homerische Verse mehr hätten. Bey der beständigen Veränderung der Worte hätten unmöglich die Gedanken unverfälscht bleiben können, und die Spuren dieser Operation würden sich überall sehr merklich zeigen.

Und endlich, ist es wohl wahrscheinlich, daß die Griechen so beträchtliche Fortschritte in der Cultur sollten gemacht haben, ohne das vornehmste Hülfsmittel dazu, die Schreibekunst, gekannt zu haben? Wir haben z. B. gesehen, daß sie ihre Felder vermaßen, und es läßt sich also vermuthen, daß sie die bestimmten Maaße aufzeichnen konnten; denn sonst würden ja bey der geringsten Ungewißheit und Streitigkeit stets neue Vermessungen

nöthig

nöthig gewesen seyn. Sie führten schon einen beträchtlichen Handel, und wie wäre dieß möglich gewesen, wenn sie nicht die Waaren hätten verzeichnen können? Sie standen mit den Phöniciern im Handelsverkehr; sie fuhren selbst zu den Phöniciern, und diese kamen noch häufiger nach Griechenland. Sollte man nun den Griechen nicht so viel Wißbegierde zutrauen, um diese Gelegenheit zur Erlernung einer Kunst zu benutzen, die doch ganz andere Vortheile gewährt, als die Artikel des Luxus, welche man aus Phönicien erhielt? Daß die Phönicier wenigstens eins der ersten Völker waren, welches die Schreibekunst verstand, darin stimmen alle Nachrichten überein, und daß sie schon zu Homers Zeiten Handel und Schifffahrt stark trieben, Unternehmungsgeist, List und überhaupt den ganzen Kaufmannsgeist besaßen, erhellet aus unserem Dichter selbst. Es ist daher selbst aus dem, was uns Homer von ihnen sagt, höchstwahrscheinlich, daß sie die Schreibekunst bey ihren Geschäften anwendeten. Wenn sich dieses so verhält; so würde es in der That unbegreiflich seyn, wenn sie bey ihrer genauen Verbindung mit den Griechen, die wahrscheinlich schon lange vor Homer bestand, nicht auch hierin die Lehrer derselben geworden wären.

Die Erzählung des Herodot von der Einführung der Buchstabenschrift in Griechenland durch den Cadmus, und von den Inschriften im Tem-

pel

pel des Ismenischen Apollo zu Theben B. V, 58. 59. ist zwar allerdings unwahrscheinlich und fabelhaft; so viel aber läßt sich doch daraus abnehmen, daß dieser Geschichtschreiber an dem phönicischen Ursprung und der frühen Einführung dieser Kunst in Griechenland nicht gezweifelt habe. Wäre sie erst nach dem Homer daselbst bekannt geworden; so würden sich doch wohl einige bestimmtere Nachrichten davon bis auf Herodots Zeiten erhalten und er nicht nöthig gehabt haben, bis zu der fabelhaften Zeit des Cadmus zurückzugehen.

Allerdings mußte es mit vieler Schwierigkeit verbunden seyn, die griechischen Wörter mit den Schriftzügen einer so verschiedenen Sprache, als die phönicische war, auszudrücken, und viel Zeit kosten, ehe die ersten Versuche einigermaßen gelangen. Auch mag es lange genug gedauert haben, bis die Schreibekunst, von ihrer ersten Einführung in Griechenland an, allgemein wurde, da vielleicht überdies anfangs diejenigen, welche sich im Besitz derselben befanden, sie als ein Geheimniß betrachteten. Aus dem geringen Grade der Cultur, welchen die Griechen zur Zeit des trojanischen Krieges erreicht hatten, läßt sich vermuthen, daß sie damals noch unbekannt gewesen sey; denn die Schreibekunst kann nur für solche Werth haben, welche etwas wissen, das aufgezeichnet zu werden verdient. Aber warum sollte

sie

sie nicht in dem Zeitraume, von dem Kriege bis auf Homer, in welchem die Griechen so schnelle Fortschritte in Kenntnissen aller Art müssen gemacht haben, allgemein geworden seyn, besonders wenn sie schon vorher von einzelnen Personen und Familien vielleicht in der Stille geübt worden war?

Staats- und Justiz-Verfassung.

Schon in den ältesten Zeiten müssen die verschiedenen griechischen Völkerschaften eine eingeschränkte, der Aristokratie nahe kommende, monarchische Regierungsverfassung gehabt haben. Ich glaube dieses unter andern aus ihrer Mythologie schließen zu können. Kein Volk nehmlich kann sich die Regierung der Gottheit anders gedacht haben, als es selbst zu der Zeit, da es seine mythologischen Begriffe bildete, regiert ward. Wenn die ägyptische Mythologie dieses zu widerlegen scheint; so muß man bedenken, daß, so viel wir von der ältesten Regierungsverfassung der Aegyptier wissen, diese mehr aristokratisch als monarchisch war. Sie hatten zwar Könige; aber diese waren durch die Gewalt der Priester, zu deren Orden sie gehörten, auf alle Weise eingeschränkt, so daß der Staat eigentlich mehr von der Priester-Kaste als den Königen regiert ward. Die alten griechischen Staaten standen zwar unter Fürsten; aber diese waren durch die Gewalt ihrer vornehmsten Mitbürger sehr eingeschränkt. Daher formirten die Götter

Griechenlands gleichsam eben eine solche eingeschränkte Monarchie. Man glaubte zwar einen obersten und mächtigsten Gott; aber ihm standen andere Götter zur Seite, über die er eben so wenig nach bloßer Willkühr herrschte, als Ulysses über seine angesehensten Mitbürger. So war auch die Regierungsverfassung der alten Deutschen beschaffen, uud eben deßwegen auch ihre Mythologie. Im Orient war fast jeder Staat eine unumschränkte Monarchie, und jeder Unterthan ein Sklave des Alleinherrschers. Aber hier hatte man auch von den frühesten Zeiten her, so wie auch noch jetzt, einen Abscheu vor der Vielgötterey; man glaubte nur Einen Gott, und alle Dämonen waren Diener desselben. Das alte Persien beherrschte ein unumschränkter Monarch; aber von jeher hatte er mit Rebellen zu kämpfen, welche ihn vom Throne zu stürzen suchten. Daher glaubte man zwar einen obersten guten Gott, Oromasdes; aber neben demselben auch einen bösen, Arimanius, der jenem fast an Macht gleich kam und ein Feind desselben war. Kurz der Mensch, der sich bloß der Leitung seiner Vernunft überläßt, kann seiner Gottheit keine anderen Eigenschaften beylegen, als die er selbst besitzt.

Auch Homer schildert uns die Regierungsverfassung noch eben so, als sie in jenem früheren Zeitalter beschaffen war. Der König hatte zwar die oberste Gewalt; allein er nahm nichts wichtiges vor, ohne wenigstens die Meinungen der

mäch-

mächtigsten und angesehensten Männer seines Volkes, die nicht immer mit der seinigen übereinstimmten, vorher zu hören. So regiert Agamemnon im Lager vor Troja, so Alcinous, Nestor, Ulysses in ihren Ländern. Von unumschränkter Monarchie sowohl, als von demokratischer Verfassung, findet sich im Homer keine Spur. Alcinous war zwar der oberste König der Phäacier; Od. VII, 23. 55. aber er sagt gleichwohl selbst: „Zwölf „Könige herrschen im Volke, der dreyzehnte bin „ich selbst.“ Od. VIII, 390. 391. Eben so sagt Antinous zum Telemach: „Daß doch Kronion „dich nicht zum König im umflutheten Ithaka „mache; obwohl dieses dein väterliches Erbtheil „ist.“ Und Telemach antwortet: „Gern wohl „möchte ich dieses annehmen, wenn es mir Zeus „gäbe. — Es ist gar nichts schlechtes König zu „seyn; schnell wird sein Haus reich, und er selbst „geehrter. Aber es sind ja noch viele andere „Könige der Achäer im umflutheten Ithaka, „Jünglinge und Alte. Von diesen kann ja einer „dasselbe nehmen, wenn der göttliche Ulysses gestorben ist; ich aber will Gebieter über unser „Haus und unsere Sklaven seyn.“ Od. I, 386. folg.

Obgleich die damaligen Staaten Griechenlands von einem Oberhaupte regiert wurden, dessen Würde erblich war; so würden wir doch sehr irren, wenn wir uns darunter Königreiche, wie sie heut zu Tage sind, vorstellen wollten. Unter andern

 beweist

beweist dieses der so rührende Vorsatz des Menelaus, der schon allein die Griechen als ein Volk charakterisirt, welches der zärtlichsten und feinsten Gefühle der Freundschaft fähig war: „Ich dach„te ihm (dem Ulysses) vor allen anderen Argeern „Liebes zu thun, wenn uns der weitsehende olym„pische Zeus die Rückkehr über das Meer in den „schnellen Schiffen verleihen würde. Ich hätte „ihm in Argos eine Stadt angewiesen, und Häu„ser erbauet; hätte ihn aus Ithaka mit seinen „Gütern, seinem Sohne und allem Volke geführt, „und eine der Städte, die in der Nähe liegen, „und von mir beherrscht werden, ihm geräumt. „Da hätten wir einander dann oft besucht, und „uns liebend und ergötzend, hätte nichts uns wie„der getrennt, als bis die schwarze Wolke des „Todes uns umhüllt hätte.“ Od. IV., 171—180. Dieser Plan würde lächerlich und romanhaft gewesen seyn, wenn Ulysses über Ithaka so regiert hätte, als heutiges Tages ein Fürst über ein Land von gleicher Größe.

In Ansehung der Macht und des Glanzes erhalten wir also von den griechischen Fürsten aus dem Homer eben keinen hohen Begriff; von einer andern Seite aber erscheinen sie desto ehrwürdiger. Die Haupttugenden derselben, und nach welchen vornehmlich ihr Werth bestimmt ward, war Güte und Milde gegen ihre Unterthanen. „In Zu„kunft (sagt Mentor) sey kein zeptertragender „König gütig, sanft und milde, er denke nicht

billig;

„billig; sondern er sey hart, und übe Freveltha„ten; denn es gedenkt doch des göttergleichen Ulys„ses, der milde war, wie ein Vater, niemand „von den Völkern, die er regierte.“ Od. II, 230 —234. Sie hatten auch, ob sie gleich nicht unumschränkt herrschten, Einfluß genug, um ihr Volk glücklich oder unglücklich zu machen. Ersteres lehrt die schöne Stelle, wo Ulysses selbst das Glück eines Landes beschreibt, welches von einem guten Könige regiert wird. „Dein Ruhm erreicht „den erhabenen Himmel, wie der Ruhm des gu„ten Königs, der die Götter verehrend, viele „und tapfere Männer regieret und die Gerech„tigkeit aufrecht erhält. Die schwarze Erde trägt „Weizen und Gerste, die Bäume sind beladen mit „Früchten, stets gebähren die Schafe, das Meer „giebt Fische unter der guten Regierung, und „durch ihn sind die Völker glücklich.“ Od. XIX, 109—114. Ein Volk, das über die Regentenpflichten und über den Zweck der Regierung so dachte, wo selbst Fürsten solche Grundsätze äußern, hatte gewiß über die Verfassung und Verwaltung des Staats richtigere Begriffe, als manches unter den neueren, das sich mit seiner feinen Politik und weisen Staatsmaximen so viel weiß.

Es ist wahr, diese Regierungsverfassung war nur für so kleine Staaten, als die damaligen griechischen, recht passend; aber hier zeigte sie sich auch besonders wohlthätig, und war eins der vornehmsten Beförderungsmittel der Cultur. Die

Fürsten standen mit einander in genauer Verbindung, und einer konnte von dem andern leicht manches lernen, was er zum Wohle seines Landes nachahmen konnte. Ihre öfteren, und bisweilen weiten, Reisen gewährten ebenfalls diesen Nutzen, und bereicherten sie mit Kenntnissen. Diese konnten sie um so leichter ihrem Volke mittheilen, da dasselbe nicht zahlreich war, und sich so zu sagen mit einem Blicke übersehen ließ; hauptsächlich aber, weil das Verhältniß des Regenten zu seinen Unterthanen ganz anders war, als jetzt in irgend einem Lande. Er war eigentlich bloß der reichste Gutsbesitzer in seinem Lande; er brachte die eingesammleten Kenntnisse selbst in Ausübung, und sein Beyspiel reizte gewiß seine Mitbürger, deren gewöhnliche Beschäftigungen bloß darin von den seinigen verschieden waren, daß letztere mehr ins Große gingen, kräftiger zur Nachahmung, als alle Befehle und Verordnungen. Dieses war z. B. der Fall mit dem Bau der Häuser, mit der inneren Einrichtung derselben, mit den Verbesserungen des Landbaues. Aber diese geringere Verschiedenheit der Stände und die unmerklichere Absonderung derselben erleichterte überhaupt auch die gegenseitige Mittheilung der Begriffe und machte es unmöglich, daß ein einzelner Stand in dem ausschließenden Besitze derselben bleiben konnte. Hierin liegt auch zum Theil der Grund, warum Homer den Vorsteher einer Meyerey, einen Sklaven, oft eben so verständig und sachkundig über allerley

Gegenstände sprechen läßt, als den angesehensten Mann. Der Herr hatte fast immer seine Diener um sich, sie arbeiteten nach seiner Anleitung, ja er legte wohl selbst mit Hand an, und es konnte also nicht fehlen, daß durch diesen Umgang die Begriffe, Denkungsart und selbst die Sprache auch der geringeren Volksklassen veredelt wurden. In ihren Versammlungen, wo man sich über das gemeine Beste berathschlagte, konnte jeder angesehene Bürger seine Meinung sagen, und es mußte ihm um so mehr darum zu thun seyn, daß das Beste gerathen und ausgeführt würde, da er selbst die Folgen einer weisen Veranstaltung unmittelbarer empfand, als dieses in einem größeren Staate möglich ist.

Ein Volk, das es bereits so weit in der Cultur gebracht hatte, mußte nothwendig Gesetze haben, nach welchen die Streitigkeiten entschieden werden konnten, zu denen schon so manche Veranlassung vorhanden war. So nimmt Homer (Il. XII, 421) ein Gleichniß von den Streitigkeiten über die Gränze der Aecker her, zum deutlichen Beweise, daß diese schon sehr gewöhnlich waren. Bey der Beschreibung der rohen, noch ganz uncultivirten, Cyclopen bemerkt er ausdrücklich, daß bey ihnen weder Volksversammlungen noch Justizpflege zu finden sey. Od. IX, 109. Geschriebener Gesetze erwähnt freylich Homer nicht, und konnte ihrer, dem Obigen zufolge, nicht erwähnen; allein daß es an genau bestimmten Gesetzen nicht fehlte, daß

es Männer gab, die sie vor andern inne hatten, bey welchen man sich in zweifelhaften Fällen Raths erholte, und deren Aussprüchen man sich unterwarf, daß derjenige, welcher die Gesetze verdrehte, als ein Verbrecher und Gegenstand der Strafe der Götter angesehen ward, beweisen folgende Stellen: „Wie wenn von einem stürmischen Re„genguß die ganze dunkle Erde bedeckt wird an „einem Herbsttage, wenn Zeus reißende Wasser„ströme herabgießt, wenn er heftig zürnt über die „Menschen, welche gewaltsam in der Volksver„sammlung nach verdrehten Gesetzen richten, die „Gerechtigkeit verstoßen, unbekümmert um die „Rache der Götter.“ Il XVI, 384—388. „Da„selbst sahe ich den Minos, den herrlichen Sohn „des Zeus, wie er mit dem goldenen Zepter da „saß, und die Todten richtete. Diese erforschten „ringsumher das Recht von dem Könige.“ Od. XI, 567—569. „Um die Zeit, wann ein Mann „vom Markte zur Abendmahlzeit aufsteht, der „viel Streitigkeiten der rechtenden jungen Män„ner entscheidet.“ Od XII, 439—440. Diese letzte Stelle ist besonders deswegen merkwürdig, weil sie beweist, daß die Sitzungen der Richter schon so regelmäßig gehalten wurden, daß man sogar die Zeit darnach bestimmte. Indessen wenn ein Mann in einem Tage viel Streitigkeiten entscheiden konnte; so müssen diese nicht sehr verwikkelt gewesen seyn. Denn freylich hatten die Griechen den hohen Grad der Cultur noch nicht

erreicht, vermöge welcher ganze Collegien sich so lange mit einem Rechtshandel beschäftigen, daß, ehe er entschieden wird, aus den jungen Männern, die denselben anfingen, Greise werden können.

Von dem Verfahren, welches damals bey Rechtshändeln beobachtet ward, hat uns Homer in der Beschreibung des Schildes des Achill ein merkwürdiges Beyspiel aufbehalten. „Auf dem „Markte war das Volk in Menge versammlet. „Da erhob sich ein Streit; zwey Männer strit„ten wegen der Sühnung um einen erschlagenen „Mann. Der eine betheuerte dem Volke, er „habe alles bezahlt; der andere leugnete, etwas „erhalten zu haben. Beyde suchten den Streit „durch Zeugen zu endigen. Beyden schrie das „Volk begünstigend zu; einige vertheidigten die„sen, andere jenen. Herolde aber geboten dem „Volke Ruhe. Die Greise saßen auf behauenen „Steinen im heiligen Kreise. Sie hielten in den „Händen die Stäbe lautrufender Herolde. Mit „diesen standen sie nun auf, und sprachen nach „einander ihr Urtheil. In der Mitte lagen zwey „Talente Goldes, um sie dem zu geben, welcher „unter ihnen am gerechtesten das Urtheil fällete.“ Il. XVIII, 497—508. Es wurden also schon Zeugen vernommen, Stimmen gesammlet und Gerichtsgebühren bezahlt.

Religion und Moral.

Wer den Homer in Rücksicht auf seine Vorstellungen von den Göttern liest, muß nothwendig Anfangs über die Widersprüche, die in denselben herrschen, erstaunen. Bald handelt und regiert Zeus nach der strengsten Gerechtigkeit, bald hat der Schuldige und Unschuldige gleiches Schicksal. Il. XV, 137. Bald sind ihm alle Dinge und Angelegenheiten der Menschen bekannt, bald läßt er sich selbst betrügen. Il. XIX, 90. Bald straft er den Verbrecher, bald reizt er die Menschen selbst zu Vergehungen. Il. IV, 93 vergl. 70. Mit einem Worte, wir finden im Homer die erhabensten Begriffe von der Gottheit neben den unwürdigsten.

Woher nun diese so auffallenden Widersprüche? Ich habe schon oben Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß ein, bloß seiner Vernunft folgendes, Volk seinen Göttern durchaus keine andere Eigenschaften beylegen kann, als die es selbst für gut anerkennt, und Handlungen, deren Immoralität es selbst nicht begreift, wird es unbedenklich seine Gottheiten begehen lassen. Der rohe Grieche in den frühesten Zeiten trug eben so wenig, als es ein

ein Othaheitier thun würde, Bedenken, seine Götter wegen ihrer Diebstähle, und der damit verbundenen List, zu rühmen. Bey den älteren Griechen und auch noch bey den Zeitgenossen Homers war dieser Einfluß der Sitten und der Moral auf die Begriffe von den Göttern um so gewisser, da es unter ihnen weniger Leute, als unter irgend einem andern Volke, gab, welche ihres Vortheils wegen den natürlichen Gang des Geistes änderten und diese Begriffe nach ihrem Interesse leiteten. Indessen lehrt doch die Geschichte aller Völker, daß die Aufklärung der religiösen und moralischen Begriffe keinesweges mit gleichem Schritt fortrückt; sondern daß jene diesen immer von weitem nachfolgen, welches auch sehr begreiflich ist, da jene eine Sache des ganzen Volks; diese des fähigern und besseren Theils desselben sind. Hieraus lassen sich nun, meines Bedünkens, die gedachten Widersprüche sehr natürlich erklären. Wir finden im Homer eigentlich eine doppelte Religion; die eine war die alte Volksreligion, welche ihm als Dichter sehr werth seyn mußte, theils weil sie die einzige der meisten seiner Zuhörer, theils weil sie mehr für die Einbildungskraft und einer dichterischen Behandlung fähiger war. Die Lehren derselben trägt er daher nicht eigentlich vor, sondern wir abstrahiren sie von den Handlungen der Götter. Die andere kleidet er nicht in Handlungen der Götter ein; sondern er bringt ihre Lehren und Grundsätze in bestimmten Worten als Sitten-

sprüche,

sprüche, oder wenn er von der Gottheit in Abstracto redet, gelegentlich an. Es scheint freylich auf den ersten Anblick seltsam, in einem Buche eine zweifache Religion zu finden; aber auch in unseren Tagen ist dieses so ungewöhnlich eben nicht. Wenn ein Mann, der die Religion der Christen nicht kennte, sich von derselben einen Begriff machen wollte, und er geriethe über ein Buch, wo die Vorstellungen von der Gottheit aus dem alten und neuen Testamente und aus den Bullen der Päbste, z. B. der in coena domini, unter einander vorgetragen wären; so würden ihn die beständigen Widersprüche ohne Zweifel in großes Erstaunen setzen, besonders wenn er hörte, daß wir die ersteren Schriften für die Quelle unserer Religionskenntnisse hielten, und die letzteren von Männern herrührten, die sich für die obersten Priester dieser Religion ausgeben. Indessen so unbillig dieser Mann handeln würde, wenn er jene älteren Meinungen der Menschen zum Maaßstabe unserer Einsichten in die Religion und unserer Vorstellungen von Gott annehmen wollte; eben so ungerecht würden wir seyn, wenn wir bey dieser Untersuchung mehr auf die Religion des Dichters, als des Philosophen sehen wollten.

Homer hatte also außer der mythischen noch eine reinere Religion und richtigere Vostellungen von der Gottheit. Dieser Gott nun bestimmt die Schicksale der Menschen. Il. XXII, 209. Von ihm

rührt

rührt alles her, was ihnen Gutes und Böses wiederfährt. Er kann alles. Od. IV, 236. Er weiß alles. Od. XX, 42. 75. Er wirkt auf die Menschen, wenn sie auch weit entfernt sind. Od. III, 231. Er belohnt die Guten und bestraft die Bösen. Od. XIII, 213. Il XVI, 386. Od XIV, 82. Od. XXII, 412. Indeß wird doch der Strafen weit öfter gedacht, als der Belohnungen.

Von Belohnungen guter Thaten nach diesem Leben wußten Homers Zeitgenossen nichts. Von Strafen in der Unterwelt kommen nur einzelne Beyspiele vor, und diese wiederfuhren bloß solchen, die sich grober Vergehungen gegen die Götter schuldig gemacht hatten. Zu einem glücklichen Zustand konnten nur diejenigen sich Hoffnung machen, welche mit den Göttern verwandt waren, als Herkules und Menelaus.

Das Auffallendste in der Beschreibung, welche Homer im elften Buche der Odyssee von dem Zustande nach dem Tode entwirft, ist, daß die Griechen sich denselben als höchst unglücklich und traurig dachten. Achill selbst, der doch nach dem Charakter, welchen Homer demselben beylegt, wohl ein vorzüglich glückliches Loos verdient hätte, sagt, er wolle lieber auf der Oberwelt bey einem armen Manne, der kein Eigenthum besäße, für Lohn das Feld bestellen, als alle Todten in der Unterwelt beherrschen. Herkules genießt, als der Sohn Jupiters, die Freuden der Götter in den Armen der Hebe; aber gleichwohl ist sein Idol in der Unter-

ter-

terwelt, und redet den Ulysses jammernd an. Od. XI, 603. 604. 615. Woher diese traurige Vorstellung? Die bekannte Bemerkung, daß bey einem Volke, dem Körperstärke die liebste und geschätzteste Eigenschaft ist, der Verlust derselben diese Vorstellungen erzeugen müsse, scheint mir zur Beantwortung dieser Frage nicht hinlänglich. Andere, sowohl ältere als neuere, Völker, mit denen dieses auch der Fall war, haben sich doch jenen Zustand als höchst angenehm vorgestellt. Auch würde die so lebhafte Phantasie der Griechen hier bald Rath geschafft haben, wenn Stärke des Körpers der einzige Verlust gewesen wäre, der jene traurigen Bilder hervorgebracht hätte. Der Grund davon scheint tiefer zu liegen, und vielleicht läßt sich dieses Phänomen am besten also erklären: Je glücklicher sich ein Mensch fühlt, desto mehr fürchtet er jede Veränderung dieses glücklichen Zustandes, desto schwärzer stellt ihm seine Phantasie jeden Zustand vor, den er mit dem gegenwärtigen vertauschen müßte. Der Glückliche fürchtet; aber der Unglückliche hofft. Dieser Satz, den bey einzelnen Menschen die tägliche Erfahrung bestätigt, muß auch von ganzen Völkern wahr seyn, und er ist, meines Erachtens, vollkommen hinreichend, die Vorstellungen der verschiedenen Völker von dem Zustande in einem künftigen Leben zu erläutern. Der arme Tagelöhner, der bey der angestrengtesten Arbeit kaum die unentbehrlichsten Bedürfnisse befriedigen kann, sehnt sich nach ewiger

Ruhe

Ruhe und erwartet den Tod mehr, als er ihn fürchtet. Derjenige aber, welcher in dem Genusse dieses Lebens sich glücklich fühlt, wird es ungern gegen eine unsichere Zukunft vertauschen, und wenn er dessen ungeachtet etwas angenehmes von derselben erwartet; so sind diese freudigen Hoffnungen gewiß ursprünglich bey Unglücklichen entstanden und von diesen ihm mitgetheilt worden. Eben so verhält es sich mit ganzen Nationen. Jener asiatische Türke, dem ein Europäer erzählte, daß man in seinem Veterlande nichts von Hungersnoth wüßte, antwortete ganz gelassen: Die Glückseligkeit dieses Lebens ist euer; die Glückseligkeit jenes Lebens unser.

Wenn also die Erwartungen nach dem Tode im umgekehrten Verhältnisse mit dem Zustande in diesem Leben stehen; so müssen die Griechen zur Zeit Homers, dem größten Theile nach wenigstens, glücklich gewesen seyn. Bey einem Volke aber von so feinen Empfindungen, bey dem sogar alle religiöse Ceremonien frohen Genuß des Lebens zum Zweck hatten, das schon so beträchtliche Fortschritte in den Künsten gemacht hatte, konnte diese Zufriedenheit mit seinem Zustande nicht, wie etwa bey dem Grönländer, aus Unempfindlichkeit und Unwissenheit herrühren; sondern es mußte wirklich im Allgemeinen sich glücklich fühlen. Wenn bisweilen Aeußerungen im Homer das Gegentheil zu beweisen scheinen; so sind diese entweder von dem Zustande der Menschen in Vergleichung mit der

Selig-

Seligkeit der Götter zu verstehen, oder es sind Klagen einzelner Unglücklichen. Ist es also wahr, daß die Griechen sehr glücklich waren; so ist dieses auch zugleich das sicherste Merkmahl, daß sie denjenigen Grad der Cultur erreicht hatten, welchen man jedem Volke wünschen sollte; denn Wohlseyn, Lebensgenuß, mit einem Worte Glück, ist doch sowohl der Zweck, als der beste Beweis von Cultur. Wird diese weiter getrieben, artet sie in Luxus aus; so ist sie ein Uebel und nicht mehr ein würdiger Gegenstand der Wünsche und Bemühungen der Menschen und der Völker.

Eben diese Verschiedenheit, welche wir im Homer in Ansehung der Vorstellungen von den Göttern bemerken, finden wir auch in Rücksicht des Urtheils über den moralischen Werth der Handlungen der Menschen, und sie floß aus der nehmlichen Quelle. Die Charaktere der Heroen, und die vornehmsten Thaten derselben waren schon vor unserem Dichter vielfältig besungen, und dadurch der Nation schon so bekannt geworden, daß er darin nichts mehr ändern konnte. Die List des Ulysses, die bisweilen in Grausamkeit ausartende Heftigkeit des Achill waren Hauptzüge in dem Charakter derselben, die er nicht hinweglassen konnte, ohne seine Gemählde den Originalen unähnlich und seinen Zuhörern unkenntlich zu machen. Bey der Zeichnung der Charaktere solcher Personen hingegen, von denen seinen Zuhörern vermuthlich nichts als höchstens der Name

bekannt war, hatte er schon freyere Hände, und er konnte sie daher, in so weit es die Verbindung mit den Hauptcharakteren erlaubte, mehr die Grundsätze der Moral, die seine Zeitgenossen angenommen hatten, äußern und denselben gemäß handeln lassen. Wenn man diese Charaktere und seine eigenen gelegentlichen Aeußerungen, ja sogar die seiner Helden, welche aber freylich bisweilen nicht gut zu ihren sonstigen Handlungen passen, aufmerksam betrachtet; so wird man bald gewahr, welche Fortschritte die Griechen seit dem trojanischen Kriege in Ansehung der moralischen Begriffe gemacht hatten. Es würde demnach unbillig seyn, wenn wir bey der Bestimmung der Cultur dieser Begriffe, lediglich auf die hervorstechendsten Charakterzüge und die vornehmsten Handlungen, und nicht vielmehr auf das, worin er seine eigene und seiner Zeitgenossen Denkungsart ungehinderter an den Tag legen konnte, Rücksicht nehmen wollten. Einige Beyspiele werden uns am besten überzeugen, daß die Moral, nach welcher Homer seine Helden oft handeln läßt, nicht die seinige war.

Da die barbarische Gewohnheit der Heroen, in fremde Länder einzufallen und zu rauben, den Zeitgenossen Homers bekannt war, und der Muth und die Gefahren, womit diese Unternehmungen ausgeführt wurden, dem Dichter Gelegenheit gaben, seinen Gesängen Bewunderung und Inter-

esse zu verschaffen; so ließ er dieselbe nicht unbenutzt. Wie er selbst aber über die Moralität dieser Handlungen dachte, können wir aus den bereits angeführten Worten, die Eumäus zum Ulysses sagt, ersehen: „Nicht gewaltsame Hand„lungen gefallen den seligen Göttern; sondern sie „lieben Gerechtigkeit und billige Thaten der Men„schen. Auch sogar feindselige und grausame „Menschen, welche an ein fremdes Gestade lan„deten, denen Zeus Beute gab und die mit bela„denen Schiffen nach ihrer Heimath zurückkehrten; „auch diese überfällt die mächtige Furcht vor der „Rache." Od. XIV, 83—88. Handlungen aber, wegen welcher man die Rache der Götter befürchtete, konnten unmöglich für moralisch gut und ruhmvoll gehalten werden.

Homer schildert seine Helden als solche, deren liebster Aufenthalt das Schlachtfeld, deren größte Freude es ist, ihren Feind zu erlegen, und die diese Freude oft auf eine harte und sogar grausame Art äußern. So dachten und handelten die Menschen im heroischen Zeitalter; aber welche Verschiedenheit der Gesinnungen zeigt sich in folgenden Stellen, die wir uns nur durch die großen Fortschritte in der Cultur erklären können! „Alles „wird man ja satt, sagt Menelaus, des Schlafs, „der Liebe, des süßen Gesanges und des schönen „Tanzes, an welchen man sich doch mehr ergötzt, „als am Kriege." Il. XIII, 636—639. „Laßt ab, „ihr

„ihr Ithakesier, vom schrecklichen Kriege, daß ihr „euch ohne Blutvergießen schnell von einander „trennt.“ Od. XXIV, 530. 531. „Ohne Ver„wandtschaft, ohne Gesetz, ohne eignen Heerd ist „der, welcher den schrecklichen Bürgerkrieg liebt.“ Il. XI, 63. 64. „Als sie (Euryclea) die Leich„name, die Menge Bluts und die große That „sah; so fing sie an zu jauchzen; aber Ulysses „wehrte der Entzückten, hielt sie zurück und re„dete sie mit geflügelten Worten an: Freue dich, „Mutter, im Herzen; aber enthalte dich des „Jauchzens: nicht fromm ist es, erschlagener „Menschen sich rühmen. Diese bezwang das Ge„richt der Götter und ihre schrecklichen Handlun„gen; denn sie achteten keinen der Erdbewohner, „weder den geringen, noch den edlen, welcher zu „ihnen kam; darum traf sie auch für ihre Frevel„thaten das schreckliche Todesverhängniß.“ Od. XXII, 407—416.

Es giebt vielleicht kein sichereres Mittel den Grad der Cultur eines Volks zu bestimmen, als die Urtheile, welche dasselbe über den Werth der menschlichen Eigenschaften fällt. Demjenigen, welcher mit dem Körper allein thätig ist, müssen auch Stärke, Gewandheit, Schnelligkeit schätzbarer erscheinen, als alle Talente des Geistes; und eben so sieht der, dessen Beschäftigungen beständig und ausschließend die Ausbildung der Seelenkräfte zum Endzweck haben, gewöhnlich mit Geringschätzung auf die bloß körperlichen Fertigkeiten

herab. Beurtheilen wir nach diesem Maaßstabe unsern Dichter; so möchte freylich auf den ersten Anblick das Resultat für ihn eben nicht sehr vortheilhaft scheinen. Allein eine etwas genauere Untersuchung wird ihn auch von dieser Seite völlig rechtfertigen, wenn wir nur nicht vergessen, daß Homer kein didaktischer, sondern ein epischer Dichter war, und daß er als ein solcher mehr auf die Aeußerungen körperlicher Kräfte, als auf die des Geistes Rücksicht nehmen mußte; wenn wir uns besonders hier sorgfältig hüten, die Denkungsart des Dichters und seiner Helden mit einander zu verwechseln; und wenn wir endlich bey dieser Untersuchung nicht auf die sogenannten beständigen Beywörter sehen, die freylich fast nur körperliche Eigenschaften uud Fertigkeiten anzeigen; die aber auch sicher viel älter sind, als Homer; denn er gebraucht sie schon als eigene Namen, ohne die geringste Rücksicht auf ihre Bedeutung.

Zur Zeit des Dichters sahe man Stärke und Geschicklichkeit des Körpers weder für das einzige, noch für das vornehmste, Mittel an, sich Werthschätzung zu erwerben. „Einem gab Gott kriege„rische Thaten, einem andern Tanz, einem an„dern Laute und Gesang; einem andern aber „legte der fernsehende Zeus heilsamen Verstand in „die Brust, der vielen Menschen zum Wohle ge„reicht, der Städte erhält, dessen Nutzen er selbst „aber am meisten empfindet.“ Il. XIII, 730—735. Homer gedenkt öfters des Umstandes, daß

die

die Körperstärke der Menschen seit den trojanischen Zeiten sich um die Hälfte vermindert habe. „Der „Tydide aber ergriff den gewaltigen Stein mit „der Hand, welchen nicht zwey Männer zu tra„gen vermöchten, wie nun die Sterblichen sind; „er aber schwang ihn leicht und allein.“ Il. V, 302—304. Il. XX, 285. „Er warf ihn mit ei„nem scharfeckigen Marmorstein; schwerlich trüge „ihn ein Mann in voller Jugendkraft mit beyden „Händen, wie jetzt die Sterblichen sind.“ Il. XII, 380—383. In eben dem Maaße, in welchem die Stärke des Körpers abnahm, mußte sich auch natürlich ihr Werth in den Augen der Menschen vermindern, und dagegen andere Eigenschaften um so viel höher geschätzt werden; denn in je geringerem Grade ein Volk eine Eigenschaft besitzt; desto weniger legt es Werth auf dieselbe.

Zu der Behauptung Woods, daß es bey den Zeitgenossen Homers gewöhnlich gewesen, über Leibesgebrechen zu spotten, eben so wie es bey uns der Pöbel thue, hat ihm wahrscheinlich die Art, mit welcher Ulysses den Thersites behandelt, Veranlassung gegeben. Auch Köppen entschuldigt das, was die Kunstrichter an dieser Erzählung getadelt haben, unter andern durch die niedrige Cultur des homerischen Zeitalters. Allein man thut den Griechen Unrecht, wenn man behauptet, bloß die Gebrechen des Körpers wären der Gegenstand ihres Spottes gewesen. Der Stolz und die ohnmächtige Prahlerey dieses feigen Menschen, der

sich durch seine ungebührliche Widersetzlichkeit gegen den obersten Befehlshaber eine wohl verdiente Züchtigung zuzog, war es, was ihnen lächerlich schien; nicht aber sein verwachsener Körper. Auch in unseren verfeinerten Zeiten würde er bey einem solchen Betragen keine bessere Behandlung erfahren haben, ausgenommen, daß Ulysses ihn vielleicht nicht würde geschlagen, sondern nur im Zweykampfe erlegt haben.

Daß aber die Zeitgenossen Homers auch Männer zu schätzen wußten, in deren gebrechlichem Körper eine edle Seele wohnte, beweiset unter andern folgende Stelle: „Ein Herold, ein wenig älter, „als er, folgte ihm (dem Ulysses). Auch den will „ich dir beschreiben, wie er war: bucklicht war er, „braun von Gesicht, und von starkem Haupthaar. „Eurybates war sein Name. Ihn ehrte hoch vor „den andern Genossen Odysseus, weil er ihm an „edler Gesinnung gleich war.“ Od. XIX, 244 —248.

Es ist wahr, der Sieger spottet bisweilen noch des Erschlagenen, wovon z. B. die sarcastische Anrede des Idomeneus an den Leichnam des Othryoneus ein Beweis ist, und Deiphobos, als er den Hypsenor getödtet, freuet sich, daß er seinem erschlagenen Freunde Asios einen Begleiter auf dem Wege nach der Unterwelt gegeben habe. Il. XIII, 374. XIII, 414. Aber eben so oft finden wir selbst im Getümmel der Schlacht eine Mäßigung und Großmuth, welche keine Halbwilden,

son-

sondern gebildete Seelen bezeichnet. Wie rührend ist die Erzählung vom Glaucus und Diomedes! Il. VI, 119 folg. Beyde nahen sich einander voll Begierde zum Kampf. Sie entdecken bey der Erzählung ihrer Herkunft, daß ihre Vorfahren Gastfreunde gewesen. Sogleich vertauschen sie ihre Rüstungen gegen einander, geloben sich ewige Freundschaft, und versprechen einander im Gefecht zu vermeiden. Einen noch stärkern Beweis von Selbstüberwindung geben Hektor und Ajas. Beyde Helden sind in dem heftigsten Zweykampfe begriffen. Die Herolde treten dazwischen; sogleich hört das Gefecht auf und der verwundete Hektor redet unter andern seinen Gegner also an: „Wohlan, wir wollen beyde einander rühmliche „Geschenke geben, damit hier die Achäer und „Troer sagen mögen: Sie stritten im geistverzehrenden Kampfe; dann aber trennten sie sich, „in Freundschaft wieder versöhnet.“ Il. VII, 299 — 302.

Obgleich Stand und Abkunft von den Griechen sehr geschätzt wurden; so trugen sie doch kein Bedenken, persönlichen Eigenschaften und Verdiensten den Vorzug vor denselben zu geben. „Laß nicht, durch Ehrfurcht getäuscht, den Besseren zurück; wähle dir aus Scheu nicht den „Schlechteren zum Gefährten, schauend auf seine „Abkunft; und wenn er auch mächtiger und angesehener wäre.“ Il. X, 337 — 339. Mit welcher Achtung spricht Homer überall von dem biedern

Sklaven Eumäus; mit welchem Abscheu hingegen von dem Sohne Jupiters, dem Herkules, weil er seinen Gastfreund erschlagen und beraubt hatte! Od. XXI, 25—30.

Ueber die Nichtigkeit und Vergänglichkeit der Macht und des Reichthums hatte Homer schon so richtige Begriffe, als man nur von irgend einem Weisen in unsern Tagen erwarten kann. „Amphinomus du scheinst mir sehr verständig zu „seyn; du bist aber auch der Sohn eines solchen „Vaters; denn ich habe ein edles Gerücht vernommen, Nisus, der Dulichier, der, wie man „sagt, dich gezeugt hat, sey gut und reich. Du „aber gleichst einem beredten und geistvollen „Manne. Darum höre und merke dir, was ich „dir sage: Die Erde nährt unter allen Wesen, „die auf ihr athmen und sich regen, nichts so hinfälliges als den Menschen. Denn nie glaubt er, „daß ihm böses wiederfahren werde in der Zukunft, so lange die Götter ihm Glück gewähren, „und seine Knieen noch voll Kraft sind. Aber, „wenn nun die seligen Götter auch traurige „Schicksale über ihn verhängen; dann erträgt er „sie unmuthsvoll im duldenden Herzen. Denn „so ändert sich der Sinn der Erdebewohner, wie „andere Tage der Vater der Götter und Menschen herbeyführt. Auch ich war einst unter den „Menschen beglückt; aber ich verübte viel Muthwillen, weil ich Gewalt und Stärke dazu hatte; „denn ich verließ mich auf meinen Vater und auf

„meine

„meine Brüder. Darum sey doch niemand ein „Frevler; sondern genieße im Stillen die Ge„schenke, welche die Götter ihm geben.“ Od. XVIII, 124—141.

Zu der Zeit, als Homer sang, konnte der, welcher bloß Körperstärke und kriegrische Tapferkeit besaß, sich weder den Beyfall seiner Zeitgenossen, noch dauernden Ruhm bey der Nachwelt versprechen, wenn jene Eigenschaften nicht zugleich mit Wohlthätigkeit und Menschenfreundlichkeit verbunden waren. „Den Menschen ist eine kurze Lebens„zeit beschieden. Wer nun selbst grausam ist und „grausam handelt, dem wünschen alle Menschen „Unglück auf die Zukunft, so lange er lebt; ist er „aber todt, so spottet seiner ein jeder. Wer aber „unsträflich ist und handelt, dessen Ruhm wird „weit von den Fremdlingen unter allen Menschen „ausgebreitet, und viele nennen ihn den Guten.“ Od. XIX, 328—334.

Unter die Fehler, welche man den Helden Homers zur Last legt, und derentwegen man die Cultur des Dichters selbst herabgewürdigt hat, gehört besonders die Verstellung. Die Quelle dieses so hervorstechenden Zuges in dem Charakter der Morgenländer ist, wie Wood richtig bemerkt, der Despotismus. Derjenige Mensch nehmlich, welchem es an Macht fehlt, sich den Bedrückungen zu widersetzen, wird desto mehr auf heimliche Mittel sinnen, um den Mangel an Kraft zu ersetzen und der Unterdrückung entgegen zu wirken. Wir

sehen dieses an einem orientalischen Volke, welches unter uns lebt; und bey welchem durch Bedrükkungen und Einschränkungen die Verstellung endlich ein sehr distinctiver Zug des Nationalcharakters geworden ist. Allein, wenn meine Leser sich erinnern, was oben von der Regierungsform und selbst über den Zustand der Sklaven gesagt worden ist; so werden sie darin mit mir einig seyn, daß der Despotismus durchaus keinen Einfluß auf den Nationalcharakter der Griechen weder des heroischen noch des homerischen Zeitalters gehabt haben könne. Denn Verstellung, indem sie erst da wirksam wird, wo es an Stärke und Muth fehlet, ist bloß eine Eigenschaft des Schwachen und widerspricht geradezu dem Charakter eines Helden. Es ist wahr, unter den vielen Charakteren, die uns Homer so ganz nach dem Leben, und ohne weder die Vorzüge, noch die Mängel derselben zu verhelen, schildert, ist auch einer, der oft durch List seine Endzwecke zu erreichen sucht; aber nur alsdann nimmt Ulysses zu ihr seine Zuflucht, wenn Muth und Tapferkeit ihn nicht aus den bedrängten Lagen, in welchen er sich so oft befindet, helfen können. Indessen eben diese Geschmeidigkeit des Charakters, Stärke und Muth nicht zur Unzeit zu zeigen, wird unter einem Volke, welches sich noch nicht weit von dem Stande der Natur entfernt hat, eine große Seltenheit seyn. Aber je mehr die zunehmende Cultur die Wünsche der Menschen vervielfältigt und deren Erreichung erschwert, desto

gewöhn-

gewöhnlicher und geachteter sind solche Charaktere. Unsern alten deutschen Vorfahren, bey denen das Sprüchwort: Ein Wort, ein Wort; ein Mann, ein Mann; noch seine volle Gültigkeit hatte, war derjenige, welcher nicht in jeder Lage offen und gerade verfuhr, so zuwider, daß sie ihn mit den derbsten Schimpfnamen belegten. Diese Benennungen haben aber ihre ursprüngliche wahre und rohe Bedeutung dergestalt verloren, daß mancher jetzt sich eher dadurch geschmeichelt, als beleidigt findet.

Obgleich Homer an dem Charakter des Listigen eben kein Mißfallen gefunden haben muß, da er einen Mann, dessen distinctivester Charakterzug List war, zum Helden eines seiner Gedichte wählte; so giebt er doch seinen Abscheu vor Lug und Trug auf das lebhafteste zu erkennen. Nie wendet Ulysses List an zur Erreichung böser und niedriger Endzwecke; nie finden wir, daß er jemanden boshafter Weise betrogen habe. Homer läßt ihn selbst sagen: „Verhaßt, wie Pforten der Unter„welt, ist mir der, welcher, durch Armuth ver„führt, Lügen vorbringt.“ Od. XIV, 156. 157. Eben so sprechen auch seine andern Helden, z. B. Achill: „So vorhaßt, als die Pforten der Un„terwelt ist mir der, welcher ein anderes im Her„zen verbirgt, ein anderes aber redet.“ Il. XI, 312. 313. Und wer hat sich wohl je stärker gegen Bundbrüchigkeit, Hinterlist, Verletzung des Eides ausgedrückt, als Homer in folgenden Stellen:

„Va-

„Vater Zeus wird nicht ein Helfer seyn dem Be„truge; sondern die, welche uns zuerst gegen den „Eidschwur beleidigten, deren Leichname werden „die Geier verzehren; wir aber werden ihre ge„liebten Frauen und unmündigen Kinder in den „Schiffen hinwegführen, nachdem wir die Stadt „erobert haben.“ II. IV, 235—239. „Denn „das weiß ich gewiß, es wird der Tag kommen, „da einst die mächtige Ilios hinsinkt, und Pria„mos, und das Volk des lanzenkundigen Pria„mos. Zeus, der Kronide, der erhabene, im „Aether thronende, wird selbst gegen sie Alle die „dunkle Aegide schwingen, zürnend wegen solcher „Treulosigkeit.“ II. IV, 163—168.

Die Behauptung Woods, daß es den Zeitgenossen unseres Dichters zwar nicht an List; aber desto mehr an Witz, besonders von der komischen und spottenden Art, gefehlt habe, scheint sich selbst zu widersprechen; denn es ist wohl nicht leicht ein Mensch, der, wenn er die erste besitzt, nicht auch mit einem guten Theil des letzteren versehen seyn sollte. Den vorgegebenen Mangel des spottenden Witzes leitet er aus der Gleichheit der Stände und der daher entspringenden Gleichheit der Charaktere her. Allein wenn auch die Verschiedenheit in Rücksicht der bürgerlichen Verhältnisse unter den damaligen Griechen geringer war, als zur Zeit des Pericles; so läßt sich doch hieraus keine völlige Gleichheit der Charaktere folgern. Unter einem Volke, welches noch lange nicht die

höchste Stufe der Cultur erreicht hat, dabey aber, wie die Zeitgenossen des Dichters, in einer Regierungsverfassung lebt, die so nahe an die republikanische gränzt, ist die Herrschaft und der Zwang der Mode, die bey einem cultivirten Volke fast alle Charaktere so zu sagen in eine Form gießt, sehr gering. Jeder Mensch bildet sich hier fast ganz selbst, es werden ihm nicht schon als Kind eben dieselben Grundsätze eingeprägt, jeder genießt einer besonderen Erziehung, oder vielmehr, man überläßt diese der Natur. Es wird also auch der, welcher sonst gern andern folgen würde, gezwungen, seinen eigenen Weg zu suchen und zu wandeln. Und eben weil dieses schon in früher Jugend geschieht; so bleiben die ersten Eindrücke davon zeitlebens zurück. Hierzu kommt noch der Umstand, daß jeder mehr isolirt lebt, und also die Denkungsart seiner Mitbürger nicht so bequem nachahmen kann, als bey uns. Seine Ideen müssen also ihren ganz eigenen Gang nehmen, und sein ganzer Charakter wird dadurch eine besondere Richtung bekommen. Und daß diese Verschiedenheit der Charaktere ihnen selbst auch gar nicht unbemerkt bleibe und reichen Stoff zur Satyre darbiete, beweisen die ersten rohen poetischen Versuche aller Völker, welche mehrentheils Spottlieder sind*).

Auf

*) „Der Ostjaken liebste Vorstellungen sind die saty„rischen Tänze; so wie es auch ihre beste Ergötzlich„keit

Auf diese Art scheint auch unter den Griechen die Dichtkunst sich zuerst gezeigt zu haben. Die Erfindung der Fabel gehört höchstwahrscheinlich in die Zeiten, wo man die ersten dichterischen Versuche machte, und diese, glaube ich, kann man als eine Art von Satyre betrachten. Es läßt sich nicht zweifeln, daß einer, der die Aehnlichkeiten zwischen den Menschen und Thieren bemerken, daraus nützliche Wahrheiten herleiten, Fehler rügen und lächerlich machen kann, auch geschickt seyn werde, ein eigentliches satyrisches Gedicht zu verfertigen; wenigstens gehört zu einer guten Fabel gewiß eben so viel Witz, als zu einer Satyre.

Zum Beweise, daß es den ältesten griechischen Dichtern nicht an komischem Witze gefehlt habe, könnte man auch die Batrachomyomachie anführen. Nicht als wenn ich behaupten wollte, dieses Gedicht rühre vom Homer her; vielmehr bin ich vom Gegentheil fest überzeugt, besonders deswegen, weil, wenn Homer der Verfasser wäre, man annehmen müßte, er hätte auf die epischen Dichter, vornehmlich auf seine Iliade, eine Satyre gemacht. Allein, daß es viel komischen und satyrischen Witz enthalte, wird niemand in Abrede seyn, und daß es von hohem Alter sey und vermuthlich nicht lange

„keit ist, in den selbstersonnenen Liedern diesen oder „jenen durchzuhecheln." Pallas Reisen 3ter Th. S. 67

lange nach den Zeiten Homers verfertigt worden, ist mir wahrscheinlich.

Es ist wahr, Homer hat eben keine häufigen Proben des satyrischen Witzes gegeben; allein selten sind epische Dichter auch gute Satyriker; und überdieß fehlte es ihm an Gelegenheit, sich als einen solchen zu zeigen. Indessen würde man doch offenbar den alten Griechen Unrecht thun, wenn man ihnen deswegen dieses Talent absprechen wollte, weil der einzige ihrer Dichter, der uns aus jenen Zeiten übrig ist, dasselbe entweder nicht in hohem Grade besaß, oder es selten an den Tag legte. Dieses würde völlig eben so richtig seyn, als wenn man aus dem Virgil beweisen wollte, die Römer hätten keine satyrischen Dichter gehabt, und sie selbst wären von dieser Art des Witzes ganz entblößt gewesen. Und wirklich besaß unser Dichter dasselbe in weit reicherem Maaße, als der verfeinerte Römer. Man lese seine Beschreibung der Sitten der Phäacier und die feine Art, mit der Ulysses derselben spottet, indem er sie zu loben scheint; die Reden des Ulysses, als er sich aus der Höle des Polyphem rettet; die Erzählung Od. XIV, 426. folg. Hieher könnte man vielleicht auch folgende Stelle rechnen: „Es kam ein Bett-„ler, der sich im Lande umhertrieb, und in der „Stadt bettelte. An unersättlicher Gefräßigkeit „übertraf ihn niemand; unaufhörlich aß und trank „er, und doch hatte er weder Kraft noch Stärke, „obgleich seine Gestalt sehr groß von Ansehen

„war.

„war. Seine Mutter hatte ihm bey seiner Ge„burt den Namen Arnäus gegeben; aber die „Jünglinge nannten ihn alle Irus, weil er mit „Bothschaft ausging, wenn es jemand verlang„te." Od. XVIII, 1—7. Dieser Irus war also der Bothe der Freyer, wie Iris die Bothinn der Götter.

Die Anmerkung, mit welcher Wood seine Vergleichung der Homerischen Griechen und der Beduinen beschließt, widerlegt am besten, was er, und ihm zufolge fast alle die neuesten Ausleger, von der aus Mangel an Cultur herrührenden Einförmigkeit der Charaktere seiner Zeitgenossen sagt. Sie lautet also: „Er hat aus der größten Ein„förmigkeit der simpelsten Sitten, die je einem „Dichter zu Theil wurde, die größte Mannichfal„tigkeit verschiedener Charaktere zu bilden gewußt, „die je Ein Genie geschaffen hat *)." Die einzige unverfälschte Quelle, woraus wir unsere Kenntnisse von den Sitten des homerischen Zeitalters schöpfen, ist Homer selbst. Also, sollte ich glauben, mußten wir eben aus dieser Mannichfaltigkeit der Charaktere schließen, daß dieselbe zu seiner Zeit wirklich vorhanden gewesen sey, und daß er Gelegenheit gehabt, sie in der Natur zu beobachten. Wer die Charaktere, welche Homer uns schildert, besonders die Genauigkeit, Haltung und inne-

*) S. 211.

innere Wahrheit derselben studiert, der wird hinlänglich überzeugt werden, daß sie keine Geschöpfe der Einbildungskraft, keine gewöhnliche Romanencharaktere, sondern aus der Natur genommen sind. Mir scheint dieses dem Homer auf Unkosten seiner Zeitgenossen beygelegte Lob wirklich eben so wenig gerecht, als rühmlich für den Dichter selbst. Denn wenn von Schilderung der Sitten die Rede ist; so verdient der treue Beobachter der Natur gewiß mehr Lob, als der, welcher bloß den Eingebungen der Phantasie folgt: und wenn Homer an Cultur so weit über seine Zeitgenossen erhaben war, daß er die Sitten so schildern konnte, als sie es, nach Woods Behauptung, erst lange nach seiner Zeit wirklich geworden sind; so ist der Beyfall unbegreiflich, mit dem seine Gedichte aufgenommen wurden. Homer beschreibt zwar in vielen Stellen die Lebensweise seiner Helden als so einfach, daß man sich die Mannichfaltigkeit der Charaktere nicht würde erklären können, wenn er mit ihnen zu gleicher Zeit gelebt hätte. Bedenken wir aber, daß er bey seinen Schilderungen die Erfahrungen und Bemerkungen, die er an den cultivirteren Menschen machte, unter welchen er lebte, benutzt und dieselben zum Theil auf seine Helden übergetragen habe; so fällt alles Wunderbare hinweg. Jene Simplicität der Sitten des heroischen Zeitalters war, als Homer sang, großentheils schon verschwunden, und was wir davon in seinen Gedichten finden, verdanken wir nicht sowohl

seiner eigenen Erfahrung, als der Kenntniß, die er von den Sitten seiner Vorfahren erlangt hatte. Noch jetzt verfahren alle gute Dichter, die ein Sujet aus der Vorzeit behandeln, eben so, als Homer. Unser Weiland wählte den Stoff zu seinem Oberon aus dem Mittelalter; er versetzt den Leser ganz in jene ungekünstelteren Zeiten; unmöglich aber würde er seinem Meisterwerke die Vollendung haben geben, noch dasselbe durch so mannichfaltige und interessante Charaktere beleben können, wenn er nicht die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts so genau beobachtet und von ihnen die einzelnen Züge entlehnt hätte, aus denen er sein reizendes Gemählde zusammensetzte.

Bey einem Volke, welches noch den Werth des Menschen bloß nach der Stärke seines Körpers bestimmt, welches Sanftheit des Charakters noch nicht von Schwäche desselben zu unterscheiden weiß, muß nothwendig das weibliche Geschlecht sich im Stande der Verachtung und Unterdrückung befinden. Nichts als rohe Sinnlichkeit ist hier das Band, welches beyde Geschlechter vereinigt, und die Gattinn ist für den Mann nichts als eine Sklavinn, mit der er Kinder zeugt. Wäre dieses bey den Zeitgenossen Homers das Verhältniß beyder Geschlechter zu einander gewesen; hätten sie, wie Wood und andere mit ihm glauben, eigentliche Liebe nicht gekannt; so müßten sie allerdings dem Stande der Wildheit noch sehr nahe gewesen seyn.

Vollendete Gemählde eigentlicher Liebe können freylich in der Iliade und Odyssee nicht wohl vorkommen. Homer würde unwahrscheinlich gedichtet haben, wenn er Männer, die so lange schon, entfernt von ihrer Heimath und ihren Familien, die Mühseligkeiten und Gefahren des Krieges und der Seereisen erduldet hatten, als verliebt hätte schildern wollen. Daß sie aber der Empfindungen der Liebe fähig waren, geben sie oft genug durch das Verlangen nach ihren Gattinnen, ungeachtet es ihnen an sinnlichem Genusse gar nicht fehlte, sehr deutlich zu erkennen. „Wer „auch nur einen einzigen Monat von seiner Gat„tinn entfernt ist, trauert am vielrudrigen Schif„fe, welches der Wintersturm und das brausende „Meer zurückhält; uns aber ist das neunte Jahr „verschwunden, seitdem wir hier verweilen.“ Il. II, 292—295. Sie mußten also sinnliche und geistige Liebe sehr wohl zu unterscheiden wissen. Ulysses konnte von der Nymphe Calypso Unsterblichkeit erlangen, hatte nicht ferner nöthig, den Beschwerlichkeiten und Gefahren des Meeres sich auszusetzen; und doch war das Verlangen nach seiner Penelope so stark, daß Calypso selbst ihm sagt: „Wenn du wüßtest, wie viele Mühseligkei„ten du nach dem Schlusse des Schicksals noch „erdulden mußt, ehe du wieder in dein Vater„land zurückkommst; sicher du bliebest bey mir in „dieser Wohnung und genössest der Unsterblich„keit; wie sehr du auch wünschest deine Gattinn

„zu sehen und täglich nach ihr verlangst, der ich „doch weder an Reizen des Körpers noch des „Geistes nachzustehen meine.“ Od. V, 206—212. Gewiß nicht sinnlicher Genuß flößte dem Ulysses dieses Verlangen ein, denn daran ließ es ihm die schöne Nymphe nicht fehlen; sondern eigentliche Liebe. Hätte Ulysses nicht diese von jenem zu unterscheiden gewußt; wie hätte er die Tage in Sehnsucht nach seiner Penelope, und die Nächte mit der Calypso zubringen können?

Kein Psychologe möchte wohl den Satz, daß es ein Volk geben könne, welches zwar der Empfindungen der zärtlichsten Freundschaft, nicht aber echter reiner Liebe fähig sey, gelten lassen: und daß von ersterer die ungezweifeltesten Beweise sich im Homer finden, wird wohl niemand in Abrede seyn. Liebe aber, sie sey auch noch so verfeinert, ist doch am Ende nichts anders, als Freundschaft mit dem Geschlechtstriebe verbunden. Es mag vielleicht einzelne Personen geben (selten sind sie aber gewiß), die der Freundschaft, aber nicht der Liebe fähig sind; allein ein ganzes Volk von solchen Stoikern hat die Natur nie und nirgends hervorgebracht. Am wenigsten kann wohl der feurige Achill nebst seinem Patroclus zu denselben gerechnet werden. „Es sind (sagt Achill) viele Achäerinnen in Hel„las und in Phthia, Töchter der Fürsten, welche „Städte beschirmen, von denen werde ich mir „Eine zur geliebten Gattinn wählen, welche mir „gefällt. Oft sehnt sich mein Herz, dort, einer

Gat-

„Gattinn vermählt, in ehlicher Eintracht die Gü„ter zu genießen, die der Greis Peleus erwarb.“ Il. IX, 395—400.

Ein Dichter, der ein solches Gemählde ehelicher Zärtlichkeit entwerfen konnte, als wir in der Unterredung des Hektor und der Andromache (Il. VI, 407—490) finden, mußte nothwendig Gelegenheit haben, dergleichen Beyspiele unter seinem Volke zu bemerken. Andromache hatte Vater und Mutter und an einem Tage sieben Brüder verloren; „aber, spricht sie, du, Hektor, bist „mir Vater und Mutter und Bruder.“ Hektor antwortet ihr: „Es wird der Tag kommen, wo „einst die mächtige Ilios hinsinkt, und Priamos „und das Volk des lanzenkundigen Priamos; aber „mich kümmert nicht so das künftige Elend der „Troer, noch selbst der Hekabe, noch des Königs „Priamos, noch meiner Brüder, deren viele und „tapfere in den Staub sinken werden, von feind„lichen Männern getödtet, als das deinige.“ Auch die rührende Klage der Andromache um ihren Hektor ist ein Beweis der edelsten Liebe. Besonders zeigt der Schluß derselben, daß der Verlust der Freyheit, der Ehre und des Reichthums nicht das Einzige war, was sie beweinte. „Du hast „mir nicht sterbend die Hände aus dem Bette ge„reicht, noch ein Wort voll Weisheit gesagt, des„sen ich ewig gedächte, Tag und Nacht dich be„weinend.“ Il. XXIV, 743—745.

Nicht bloß Schönheit und Reichthum war es, was den Werth eines Frauenzimmers bestimmte. „Hippodameia, welche von Herzen der Vater und „die treffliche Mutter liebten, als sie bey ihnen zu „Hause war; denn sie war vor allen ihren Gespie„linnen geschmückt mit Schönheit, Geschicklichkeit „und Tugend, deswegen wählte sie auch zur Gat„tinn der edelste Mann im weiten Lande der „Troer.“ Il. XIII, 429—433.

Der Vorwurf, daß die Gattinnen in sklavischer Abhängigkeit von ihren Männern gestanden, und daß bey ehelichen Verbindungen alle Vortheile auf Seiten der Letzteren gewesen, ist völlig ungegründet. Homer schildert uns das Glück der Ehe so reizend, als es nur unter einem Volke Statt finden kann, wo wahre, durch Vernunft geleitete Liebe, nicht aber rohe Sinnlichkeit, dieses Band knüpft. „Alles, was dein Herz begehret, „(wünscht Ulysses der Nausikaa), mögen die „Götter dir geben; einen Mann und ein Haus „und beglückende Eintracht mögen sie dir gewäh„ren; denn nichts ist besser und vortrefflicher, als „wenn Mann und Weib in Eintracht des Her„zens ihr Haus verwalten, den Feinden zum „Verdruß, den Freunden zur Freude; am mei„sten aber empfinden sie selbst.“ Od. VI, 180—185. „Jeder gute und weise Mann liebt seine „Gattinn und sorgt für sie.“ Il. IX, 341.

Ja es kommt schon manche Ehestandsmaxime vor, welche ehe auf zu weit getriebene Nachgie-

big-

digkeit, als zu große Strenge der Männer schließen läßt. „Darum sey auch du nie zu gefällig gegen die Gattinn, entdecke ihr nicht jede Sache, „die dir bekannt ist; sondern einiges sage ihr, an„deres aber bleibe verborgen. Doch du, Odys„seus, hast nicht den Tod zu befürchten von dei„ner Gattinn; denn sehr verständig und von ed„ler Gesinnung ist die Tochter des Ikarios, die „kluge Penelopeia.“ Od. XI, 440—445.

Ueberall, wo uns Homer in das Innere der Familien einführt, finden wir, daß die Frauen weder von der Gesellschaft der Männer ausgeschlossen sind, noch daß letztere es an der Achtung, welche jedes gesittete Volk diesem Geschlechte erzeigt, fehlen lassen. Helena, die doch dem Menelaus Ursach genug zur Unzufriedenheit gegeben hatte, ist bey dem Besuche des Telemach von der Gesellschaft; macht, so zu sagen, die Honneurs des Hauses, und nimmt an allen Unterredungen Theil, so wie es nur bey uns geschehen könnte. Od. IV, 235 folg. Von Unterdrückung der Frauen finden wir im Homer kein Beyspiel; wohl aber von Männern, welche unter der Herrschaft ihrer Weiber standen. So ist Arete offenbar in größerem Ansehen, als ihr Gemahl Alcinous, und Minerva räth daher dem Ulysses, daß er sich, um gut aufgenommen zu werden, vornehmlich an sie wende. Ein anderes Beyspiel dieser Art finden wir Od. I, 430—433: „Eurykleia, welche einst Laertes kaufte „mit eigenem Vermögen, als sie noch in ihrer er-

„sten Jugend war, und für sie gab den Werth „von zwanzig Rindern. Er ehrte sie im Hause, „gleich der züchtigen Gattinn; aber ihr Lager be- „rührte er nie, denn er fürchtete sich vor dem „Zorne der Gattinn."

Sollte man Bedenken tragen, aus diesen einzelnen Beyspielen einen allgemeinen Schluß auf die Sitten der damaligen Zeit überhaupt zu machen; so will ich noch einen, nach meiner Meynung sehr überzeugenden Beweis, aus der Mythologie anführen, die wie ich schon oben bemerkt habe, als ein treuer Abdruck der Sitten eines Volks betrachtet werden kann. Mir scheint es nehmlich unerklärbar, wie die Griechen, wenn das weibliche Geschlecht unter ihnen so herabgewürdigt worden wäre, gleichwohl ihren Göttinnen ungefähr gleiches Ansehen mit den Göttern hätten beylegen können. Selbst die Gottheit der Tapferkeit und Weisheit ward unter weiblicher Gestalt von ihnen verehrt, und in den öffentlichen Versammlungen im Olymp reden und stimmen die Göttinnen eben so wohl, als die Götter. Das Verhältniß des Jupiter und der Juno sogar ist offenbar, dem Homer zufolge, das Verhältniß eines Mannes, der unter der Herrschaft seiner Frau steht, der zwar in Gegenwart anderer sich ein Ansehen geben will; sonst aber bey jeder Gelegenheit Furcht vor ihr verräth. Mit einem Worte, der Charakter der Juno, wie ihn Homer uns schildert, würde ein wahres Räthsel bey einem Volke seyn, wo die Weiber als

Sklavinnen behandelt würden. Es würde unbegreiflich seyn, wo der Dichter das Original zu dieser Fiction herbekommen hätte, und noch unbegreiflicher, wie eine Fiction, die den Sitten uud der allgemeinen Denkungsart so zuwider gewesen wäre, bey dem Volke hätte Eingang finden können.

Die häuslichen Arbeiten, welche sogar die vornehmsten Frauenzimmer, nicht bloß unter ihrer Aufsicht verrichten ließen; sondern auch selbst verrichteten, als Spinnen, Nähen, Sticken, Waschen, haben Einige für einen Beweis der Verachtung uud Erniedrigung gehalten. Es mag freylich nach unsern Begriffen auffallend genug seyn, wenn Königinnen sich zu dergleichen Beschäftigungen herablassen; aber dieses Auffallende rührt bloß von der unrichtigen Vorstellung her, wenn man sich die Helena, Penelope, Arete als Königinnen unserer Zeiten denkt. Sie waren nicht die Gemahlinnen mächtiger Monarchen und unumschränkter Beherrscher; sondern die Frauen der reichsten und angesehensten Gutsbesitzer des Landes. Ihre Männer, diese sogenanten Könige, gaben sich eben so wohl mit der Aufsicht über die Cultur der Ländereyen und den Bau der Häuser ab, als ihre Frauen mit der Verwaltung des Hauswesens.

Man hat es dem Homer zum Vorwurf gemacht, daß seine Helden in ihren Aeußerungen der Natur oft zu getreu bleiben, daß sie bisweilen, besonders

in der Leidenschaft, Dinge sagen und sich solcher Ausdrücke bedienen, die in unsern verfeinerten Zeiten den Gesetzen des Wohlstandes und der guten Lebensart zuwider sind. Es ist wahr, seine Helden nennen oft Dinge geradezu mit ihrem eigentlichen Namen, die wir bloß zu verstehen geben oder durch Umschreibung andeuten; nie aber äußern sie sich auf eine Abscheu und Ekel erregende Art. Ueberhaupt ist es immer sehr mißlich, wenn wir die Sitten eines andern Volkes nach den bey uns bestehenden Gesetzen des Wohlstandes richten wollen. Diese sind oft so conventionell, daß ein und eben derselbe Ausdruck bey Leuten von verschiedenen Völkern ganz verschiedene Empfindungen erweckt. So achtet der Deutsche kaum darauf, wenn ihn jemand im Scherz einen Lügner nennt; dahingegen der Britte es für die größte Beleidigung halten würde. Ich bin überzeugt, Homer würde in unserm gesellschaftlichen Betragen eben so gut vieles für unanständig halten, als seine neueren Kunstrichter in den Aeußerungen seiner Helden entdecken. Und in welchem griechischen und römischen Schriftsteller, auch aus den Zeiten der höchsten Cultur dieser Völker, finden wir die Virginität der Sprache, welche in unsern classischen Werken, oft selbst auf Kosten der Deutlichkeit, jetzt herrschend ist? Ueberdies sollten wir nicht vergessen, daß Homer die Menschen und Sitten eines früheren uncultivirteren Zeitalters schilderte und seine Zuhörer ganz dahin zu versetzen

setzen bemüht war. Er würde aber zweckwidrig gehandelt haben, wenn er seinen Helden überall Worte und Ausdrücke eines verfeinerten Zeitalters in den Mund gelegt und dadurch die Illusion gestört hätte. Auch unsere vortrefflichsten Dichter sind, wenn sie die Sitten der Vorwelt schildern, eben so verfahren, ja bisweilen hierin noch weiter gegangen, z. B. der Verfasser des Götz von Berlichingen.

Endlich müssen wir uns das Publikum der alten griechischen Barden ganz anders vorstellen, als das Publicum der heutigen epischen Dichter. Die letztern haben bloß den gebildeten Theil ihrer Nation vor Augen; diesem wollen sie gefallen und Unterhaltung verschaffen. In dem großen Kreise aber, vor welchem Homer seine Lieder absang, standen gewiß viele, denen die Gegenstände, welche den gebildeteren zu natürlich scheinen mochten, wenigstens eben so viel Vergnügen gewährten, als der Abschied des Hektor u. s. w. Diese Classe von Zuhörern aber konnte der alte Barde um so weniger ganz unbefriedigt lassen, da sie ohne Zweifel die zahlreichste war. Er befand sich ungefähr in gleicher Lage mit unsern dramatischen Schriftstellern. Diejenigen derselben, welche bloß für Leute von feiner Bildung schreiben, werden zwar bey dem lesenden Publikum Beyfall finden; aber das größere, bloß hörende Publikum wird immer den Dichter vorziehen, der sich auch nach seinem Geschmacke in etwas richtete. Es ist daher sehr wahrschein-

schein-

scheinlich, daß Homer, um nicht bloß einigen wenigen zu gefallen, sich bisweilen auch zu dem ungebildetern, aber zahlreicheren, Theile seiner Nation herabgelassen habe.

Daß es unserm Dichter keinesweges an Gefühl für das Anständige fehlte, beweisen viele Stellen, wo er seine Helden mit aller Feinheit eines gebildeten Weltmannes reden läßt und reden lassen konnte, z. E. in Gesprächen mit Frauenzimmern. Die Lage des Ulysses, da er in dem ihm unbekannten Lande der Phäacier als ein hülfloser Fremdling sich zuerst der Nausikaa, der Tochter des Königs, entdeckte, war gewiß die sonderbarste, in welcher jemals ein Mann sich einem vornehmen Frauenzimmer darzustellen genöthigt war. Gleichwohl würde seine Anrede an dieselbe noch jetzt zum Muster, die Gunst eines Frauenzimmers zu erlangen, dienen können. „Ich nahe mich dir flehend, „o Königinn, du seyst nun eine Göttinn oder eine „Sterbliche. Wenn du eine der Göttinnen bist, „die den hohen Himmel bewohnen; so halte ich „dich der Artemis, der Tochter des großen Zeus, „an Gestalt, an erhabener Größe, an Bildung „gleich. Bist du aber eine der Sterblichen, wel„che die Erde bewohnen; dann dreymal selig dein „Vater, deine verehrenswürdige Mutter, drey„mal selig deine Brüder! Wahrlich stets muß „ihnen das Herz vor Freude schlagen, wenn sie „eine so schöne Gestalt zum Reigen dahertreten se„hen. Aber der ist vor allen andern beglückt,

„wel-

„welcher, mit Brautgeschenken obsiegend, nach „Hause dich führet.“ Od. VI, 149—159.

Ein vorzüglich charakteristisches Merkmahl, daß ein Volk in der Cultur des Geistes noch zurück sey, ist der Glaube an Zauberey und mehrentheils auch der Glaube an Wahrsagerey. Der Neger, der Grönländer, der Kamtschadale sind diesem Glauben ergeben, weil sie in wenigen Fällen den Zusammenhang zwischen Ursach und Wirkung einsehen und selten von dem Gegenwärtigen einen Schluß auf das Zukünftige machen können. Je mehr der Geist eines Volks Stärke erlangt, desto leichter entdeckt er den natürlichen Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen, desto weiter sieht er in die Zukunft hinaus.

Von dem Glauben an Zauberey finden wir im Homer kein Beyspiel. Nirgends erzählt er, daß von einem Menschen, ohne den besondern Beystand irgend eines Gottes, übernatürliche Dinge wären bewirkt worden. Freylich sicherte die Mythologie der Griechen, welche die Götter bey den Handlungen und Angelegenheiten der Menschen so thätig und wirksam vorstellte, sie vor dem Glauben an Zauberey; aber sollte nicht eben dieser Umstand, daß Homer fast jeden wichtigen Vorfall der unmittelbaren Einwirkung eines Gottes zuschreibt, beweisen, daß, wie wirklich die meisten neueren Ausleger behaupten, er und seine Zeitgenossen unvermögend gewesen, die natürlichen Ursachen aufzufinden? Es ist wahr, wenn eine Pest entsteht;

so erlegt Apollo die Menschen: wenn Einer plötzlich stirbt; so tödtet ihn Diana mit ihrem Geschoß: wenn jemand im Gefecht einer nahen Gefahr entgeht; so rettet ihn eine Gottheit. Sollen wir aber daraus schließen, Homer habe die wahren Ursachen dieser Erscheinungen sich oder seinen Zuhörern nicht erklären können, und deßhalb seine Zuflucht zu Wundern genommen? Ich glaube nicht, denn von anderen dergleichen Vorfällen giebt er die ganz natürlichen Ursachen an. Selbst der Anfang beyder Gedichte beweiset, daß er vieles für unmittelbare Wirkungen der Götter ausgiebt, was er sich nothwendig natürlich mußte erklären können. Er mußte sich doch selbst bewußt seyn, daß er die historischen Data aus alten Nachrichten und Sagen hernahm; gleichwohl ruft er die Muse an, ihm dieselben zu erzählen. Als Dichter gewann er offenbar sehr dadurch, daß er viele Begebenheiten, als unmittelbare Wirkungen der Götter, vorstellte. Hätte er z. B. die Entstehung der Pest den schädlichen Ausdünstungen des stagnirenden Wassers, der Hitze u. s. w. zugeschrieben; so wäre das freylich richtiger; aber diese unzeitige Wahrheitsliebe hätte uns um eine der erhabensten Stellen in der Iliade gebracht. Wer sich für berechtigt hält, vom Homer die Genauigkeit eines Physikers zu fordern und, wenn er sie nicht findet, ihn des Mangels an Cultur und der Unwissenheit zu beschuldigen, der wird auch genöthigt seyn, alle epische Dichter, ältere und

neue-

neuere, mit ihm in eine Classe zu setzen; denn welcher unter ihnen hat sich nicht bemüht, dem Homer hierin nachzuahmen? Ja, welcher Mensch giebt in der gemeinsten Prose und bey den gemeinsten Vorfällen immer die nächsten Ursachen an? Entgehen wir einer Gefahr, stirbt uns ein Freund, haben wir eine reiche Erndte; so schreibt auch der aufgeklärteste Mann oft alles dieses unmittelbar der Gottheit zu. Kurz, lesen und betrachten wir den Homer als einen Dichter; so werden wir ihn von der Beschränktheit des Verstandes, welche auch die gemeinsten und natürlichsten Dinge sich nicht zu erklären weiß und überall Wunder sieht, gewiß freysprechen.

Anders verhält es sich aber mit dem Glauben an Prophezeihungen, welcher meines Erachtens nicht immer ein sicheres Kennzeichen eines uncultivirten Verstandes ist. Die Griechen und Römer, als sie den höchsten Grad der Cultur erreicht hatten, waren doch noch nicht frey davon. Ja, wir finden unter uns Männer, die sonst zu den aufgeklärteren gerechnet werden müssen, und die gleichwohl nicht zweifeln, daß der Mensch durch Träume und Ahndungen bisweilen einen Blick in die Dunkelheiten der Zukunft thue. Der Wunsch, nicht bloß das Gegenwärtige anzusehen; sondern so weit als möglich in die Zukunft hinaus zu dringen, ist gerade bey den Menschen von lebhaftem Geiste am stärksten, und diese sind daher gewöhnlich am meisten geneigt, über die Gränzen hinauszugehen,

welche

welche die Natur dem menschlichen Wissen gesetzt hat. Erst dann ist diese Begierde ein zuverlässiges Merkmahl des Mangels an Verstande, wenn sie bey Dingen, welche man durch Schlüsse vom Gegenwärtigen vorher wissen kann, durch außerordentliche Mittel Hülfe sucht und zu finden vermeint.

Die Griechen zur Zeit des Homer suchten freylich durch das Befragen der Götter, durch den Flug der Vögel, durch Träume, durch Beobachtung der Opferthiere künftige Dinge zu entdecken; allein doch nur solche Dinge, welche vorherzusehen aller menschliche Verstand nicht vermögend ist. Ueberdies scheint es unter ihnen zwar einzelne Leute, aber doch keine besondere Classe von Menschen, gegeben zu haben, welche die Wahrsagerey als ein eigentliches Gewerbe trieben, ihre Mitbürger zu betrügen und sich zu bereichern. Auch die angesehensten Personen glaubten bisweilen, auf diese Art zukünftige Dinge vorhersagen zu können. So war Helenos, der Sohn des Priamus, der beste Augur, dessen Rath selbst Hektor und Aeneas befolgen. Il. VI, 76. Helena prophezeihet daraus, daß ein Adler eine Gans raubt, die Rückkehr des Ulysses und das Verderben der Freyer. Od. XV, 172.

In dem heroischen Zeitalter stand freylich die Wahrsagerey in großer Achtung, daher auch Eumäus den Wahrsager, so wie den Arzt, den Baumeister und den Sänger, zu denen rechnet, die gemeinnützige Künste verständen, und die deshalb

ein jeder gern aufnehme. Od. XVII, 382—386. Hingegen zu des Dichters Zeiten mußte durch die Fortschritte in der Cultur ihr Ansehen schon sehr merklich gesunken seyn. Leiodes, der Opferprophet, hatte immer das Betragen der Freyer gemißbilligt und sich von ihnen entfernt gehalten; gleichwohl tödtet ihn Ulysses, seines Flehens ungeachtet; des Sängers Phemios hingegen schonet er. Od. XXI, 146. XXII, 310 folg. Ja den Priamus läßt er sogar geradezu sagen: „Halte mich, „der ich zu gehen entschlossen bin, nicht zurück, „und werde mir nicht zum Unglück verkündenden „Vogel im Hause; du wirst mich nicht bereden. „Wenn es mir irgend ein Anderer der Erdbewoh„ner geboten hätte, etwa ein Wahrsager, ein „Opferprophet oder ein Priester; so wollten wir „es Betrug nennen, und es um desto weniger „glauben.“ Il. XXIV, 218—222.

Dem Griechen aus dem homerischen Zeitalter lieferte also sein Land bey sorgfältigem und durch Kunst erleichtertem Anbau, Getreide, Wein, Oel, Obst im Ueberfluß; er benutzte die Hausthiere zur Nahrung, zur Kleidung, zur Arbeit; er besaß einen hinlänglichen Vorrath von Metallen aller Art, und die Geschicklichkeit, sie zu nützlichen

Werkzeugen zu verarbeiten; er bewohnte feste und geräumige Häuser, in welchen Ordnung und Reinlichkeit herrschte; kleidete sich mit Zeugen, die im Lande, und nicht ohne Kunst und Schönheit, verfertigt waren; vertauschte die einheimischen Produkte gegen die Fabrikate anderer Länder. Müßiggang ward damals noch für Schande geachtet; die vornehmsten Männer und Frauen schämten sich nicht, nützliche Arbeiten anzuordnen und zu verrichten. Unthätige, bloß vom Schweiße der Aermeren lebende Verzehrer gab es nicht; folglich waren die Geschäfte mehr vertheilt; der Mächtigere bürdete nicht die ganze Last derselben dem Schwächeren auf; auch der geringste Sklave konnte seines Lebens froh werden, und der Herr achtete es für seine Pflicht und für seine Ehre, ihm dazu behülflich zu seyn. Gleich weit von drückendem Mangel und von schwelgerischer Ueppigkeit entfernt, hielten sie es für das wünschenswertheste Glück, in dem Kreise ihrer Familien und Freunde zu leben. Noch hatte nicht Weichlichkeit und Verzärtelung, nicht übermäßiges Streben nach Geistesbildung die Kräfte des Körpers erschlafft und geschwächt. Scharfsinnige Theorien der Wissenschaften, künstliche Systeme der Moral, die Alle bewundern, Wenige in Ausübung bringen, kannten sie nicht; sie begnügten sich mit einzelnen aus Erfahrung abstrahirten Grundsätzen, die aber allgemeiner im Leben benutzt wurden. Ihre Sprache machte sie geschickt, Gedanken und Empfindungen mit Bestimmt-

stimmtheit zu fassen, mit Anmuth auszudrücken, und kein religiöser und politischer Zwang hinderte sie an der Ausübung dieses Rechts. Gelehrter, beredter, reicher, mächtiger, geschickter in den bildenden Künsten, verfeinerter im Umgange, waren freylich die Griechen der spätern Zeit; aber ich zweifle, ob dieses Volk je wieder auf einem Grade der Cultur gestanden, bey dem es sich im Allgemeinen glücklicher fühlte, als zur Zeit des Homer.

Einige geographische Anmerkungen zu Robert Woods Versuch über das Originalgenie des Homer.

Von dem Vaterlande Homers.

Die Gründe, mit welchen Wood die gewöhnliche Meinung, daß Homer ein Jonier gewesen sey, vertheidigt, sind zum Theil neu, wenigstens, so viel ich weiß, noch nie mit dem Geschmack vorgetragen worden. Dieser Neuheit und den Reizen der Schreibart, durch welche unser Verfasser denselben bey seinen Lesern Eingang zu verschaffen gewußt, ist es auch wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß selbst die scharfsinnigsten Erklärer des Homer*) ihnen

*) Köppen, über Homers Leben und Gesänge. S. 14.

ihnen Glauben beygemessen und sie für ausgemachte Wahrheiten angenommen haben. Es ist daher wohl der Mühe werth, diese Gründe näher zu prüfen.

Der erste ist von dem Wohnorte der Lokrer hergenommen, welche Homer περην ἱερης Εὐβοιης Il. II, 535 setzt, aus welcher Stelle Wood folgert, Homer müsse sich nothwendig östlich von Euböa, folglich in Jonien befunden haben, weil die ganze Beschreibung unrichtig werde, sobald man sich den Dichter in Griechenland, und also auf derselben Seite von Euböa, wo die Lokrer wohnten, denke. Mich wundert, daß weder Wood noch Köppen einige Rücksicht auf die Erklärung, welche Strabo *) von dieser Stelle giebt, genommen haben. Dieser nehmlich theilt die Lokrer in diejenigen ein, welche auf der Euböa gegenüber liegenden Küste, und in die westlichen, die nach dem Corinthischen Meerbusen zu, wohnten. Diese letzteren nun, sagt Strabo, habe Homer zwar nicht ausdrücklich erwähnt; aber er scheine sie doch gekannt zu haben, indem er jene durch den Zusatz, περην ἱερης Εὐβοιης von diesen unterschieden habe. Strabo muß also περην nicht durch jenseits erklärt haben; denn beyde Lokrische Völkerschaften wohnten, von Jonien aus gerechnet, jenseits Euböa, und dieses konnte also

 nicht

*) B. 9, S. 426.

nicht zum Unterscheidungszeichen dienen. Es kommt daher hier alles darauf an, wer das Wort περην richtiger verstanden hat, Strabo oder Wood. Für den Strabo spricht schon dieses, daß Homer wirklich sonderbar gehandelt hätte, wenn er auf diese Weise das Land der Lokrer hätte bestimmen wollen, indem mehrere Völker, die er in diesem Buche nennt, von Jonien und Aeolien aus jenseits Euböa wohnten, ja beynahe das halbe Griechenland daselbst lag. Noch sonderbarer würde diese so unsichere Bestimmung dadurch geworden seyn, weil er sie erst vorbringt, nachdem er schon mehrere Städte der Lokrer, ohne nähere Bezeichnung der Lage, genannt hatte. Aber kann das περην eine andere Bedeutung haben, als jenseits? Homer gebraucht dieses Wort, so wie das davon abstammende Zeitwort περαω nie vom Lande; sondern immer vom Wasser, diese einzige Stelle, und zwar bloß nach Woods Erklärung, ausgenommen. Da nun περην oder περαν der Accus. des alten Wortes περα (die Ueberfahrt) ist; so glaube ich, die Worte περην Ευβοιης müssen, dem Strabo zufolge, durch κατα την περαν erklärt und übersetzt werden: an der Ueberfahrt nach Euböa, folglich Euböa gegenüber. Wenn Strabo, wie es mir scheinet, diese Worte so verstanden hat; so würden sie ehe zu erkennen geben, daß Homer im eigentlichen Griechenlande, als in Jonien gelebt habe.

Noch

Noch weit unsicherer ist der Grund, welchen Wood zur Bestätigung seiner Meinung aus Il. II, 626 hernimmt, und ich wundere mich wirklich, daß Köppen der offenbar falschen Erklärung dieser Stelle ohne Bedenken gefolgt ist. Homer sagt nehmlich, die echinadischen Inseln lägen jenseits des Meeres, Elis gegenüber. Nun meint Wood, diese Inseln wären der Küste von Elis so nahe, indem nach dem Berichte der alten griechischen Schriftsteller der Achelous durch den Schlamm, welchen er mit sich führt, schon zu ihrer Zeit viele derselben mit dem festen Lande verbunden habe, daß Homer unmöglich die schmale Meerenge, die sie vom festen Lande trenne, ein Meer nennen könne; er müsse daher das ägäische Meer darunter verstanden haben und folglich in Kleinasien gewesen seyn. Ich will hier nichts von der so unsichern Bestimmung der Lage dieser Inseln sagen, indem von Jonien aus das ganze europäische Griechenland jenseits des ägäischen Meeres liegt, noch davon, daß Hesiodus Ἐργ. 648. 649. 653. den Theil des Euripus zwischen Aulis und Chalcis, ob er gleich weit schmaler ist, als von der Mündung des Achelous nach einigen Echinaden, z. E. Dulichium, Strab. B. 10, S. 453. auch πόντον nennt. Dieses möchte hingehen, wenn nur Wood nicht hier einen geographischen Fehler begangen hätte, den er sogar den alten griechischen Schriftstellern mit aufbürden will, und der seine ganze Erklärung zu nichte macht, nehmlich daß er den Achelous nach

Elis versetzt, der doch in Acharnanien fließt, und daß er, als er von der Mündung des Achelous nach den Inseln hinübersah, glaubte, er befinde sich in Elis, ob er gleich in Acharnanien war. „Der Achelous, sagt Herodot B. 2, 92, welcher Acharnanien durchströmt und sich in das Meer ergießt, hat schon die Hälfte der echinadischen Inseln zu festem Lande gemacht.“ Aber die alten griechischen Schriftsteller, welche behaupten, daß der Achelous durch seinen Schlamm die echinadischen Inseln mit der Küste von Elis verbinde, hätte Wood doch nennen sollen. Mir ist wenigstens Keiner bekannt, der dieses behauptet hätte. Die ganze Scene verändert sich, wenn wir, dem Homer zufolge, von der Küste von Elis, der nordwestlichsten Provinz im Peloponnes, nach den Echinaden hinsehen, und von diesem Standpunkte aus betrachtet, konnte der Dichter allerdings sagen, sie lägen jenseits des Meeres. Offenbar also meinte Homer nicht das ägäische, sondern den Theil des Meeres, welcher zwischen Elis und den echinadischen Inseln ist. Es ist unbegreiflich, wie ein Mann, der selbst an Ort und Stelle gewesen und mit dem Strabo in der Hand gereiset seyn will, einen solchen geographischen Fehler habe begehen können.

Die dritte Stelle, durch welche Wood das Vaterlaud Homers bestimmen will, ist Od. XV, 403; allein sie ist, ungeachtet der Erklärungen des Eustathius, Bochart, Pope, der Dacier und selbst Woods immer noch so dunkel, daß sie nicht

wohl

wohl zur Aufklärung einer andern dunkeln Materie gebraucht werden kann, wie ich in der dieser Schrift angehängten Abhandlung zu beweisen versucht habe.

Schon lange vor Wood hat man aus dem schönen Gleichnisse (Il. IX, 4. *)) schließen wollen, Kleinasien müsse Homers Vaterland seyn, weil es nur von dieser Gegend wahr sey, daß der Boreas und Zephyrus von Thracien herwehe. So vielen Schein auch auf den ersten Anblick dieser Schluß für sich zu haben scheint; so entstehen doch bey genauerer Ueberlegung erhebliche Zweifel gegen die Richtigkeit desselben. Die inneren, vom Meere entfernten und rauhen Theile Thraciens waren den Griechen wenig bekannt, und wurden von ihnen für einen Aufenthalt alles Rohen und Wilden angesehen. Sie waren daher der Lieblingsaufenthalt des Mars. In der natürlichen Beschaffenheit dieses Landes lag also auch wohl der Grund, daß man dasselbe den ungestümen Winden und folglich auch den Boreas und Zephyrus zum Wohnsitze anwies. Hier findet sie Iris alle versammlet und schmausend in der Wohnung

*) „Wie die zwey Winde das fischreiche Meer erregen, „Boreas und Zephyrus, die von Thracien, plötzlich „sich erhebend, herstürmen. Alsbald thürmt sich „die schwarze Woge, und viel Meergras schütten sie „ans Land; so zerriß Unruhe das Herz der Achäer.“

des Zephyrus. Il. XXIV, 200. 230. Dieser Fiktion zufolge, die ihren Ursprung wahrscheinlich mehr der natürlichen Beschaffenheit, als der Lage Thraciens verdankt, mußte Homer auch in unserer Stelle diese Winde aus dem Lande herwehen lassen, welches man nun einmal als ihre Heimath ansah. Ja vielleicht würde er sich in jeder andern Gegend eben so ausgedrückt haben. In der That könnte man auf eben diese Art beweisen Lycophron, Plinius der Aeltere u. a. wären aus Kleinasien gebürtig gewesen, denn auch sie nennen den Nordwestwind den Thracier. Lycoph. Cassandr. 925. Plin. hist. B. 2, c. 47. Indessen bin ich geneigt zu glauben, Homer habe hier der strengsten Wahrheit gemäß gesprochen, und deswegen den Boreas und Zephyr genannt, weil sie die einzigen Winde sind, die dieses Phänomen auf der kleinasiatischen Küste hervorbringen können. Allein daraus folgt noch nicht, daß auf dieser Küste sein Geburtsort zu suchen sey. Daß er die Ebne von Troja sehr genau kannte, bedarf keines weitern Beweises, und was ist also natürlicher, als daß er ein Phänomen zum Gleichnisse wählte, welches er wahrscheinlich oft an eben dem Orte beobachtet hatte, wo die Begebenheit vorfiel, welche er durch dieses Bild anschaulich machen und beleben wollte? Des Dichters Phantasie war in der Gegend von Troja, so zu sagen, mehr zu Hause, als sonst an irgend einem Orte in der Welt; warum sollte er also nicht von den dieser Gegend eigenthümlichen

Naturerscheinungen Gleichnisse hernehmen, ohne daß man eben nöthig hat, daraus zu schließen, er sey auch hier geboren. Von den trojanischen Küsten lag Thracien, welches sich zu Homers Zeiten viel weiter nach Westen und Süden erstreckte, als späterhin, gerade nach Norden und Westen zu, und also konnte er hier viel wahrer sagen, jene Winde bliesen von Thracien her, als in der Gegend von Smyrna, welche Wood für das Geburtsland des Dichters hält. Auch Strabo B. 1. S. 28. wo er diese Stelle gegen den Eratosthenes vertheidigt, hat den Homer so verstanden, daß er der Gegend von Troja gemäß rede.

Ich überlasse es meinen Lesern, zu beurtheilen, ob man daraus sogleich den Jonier erkennen könne, daß er die Eidothea sagen läßt, ihr Vater Proteus werde um Mittag, unter dem Wehen des Zephyrus, aus dem Meere hervorkommen, umhüllt von dunklem Gekräusel. Ein Bild, das Homer wohl eben so gut an jeder Meeresküste bemerken konnte. Wenn Wood aber S. 54. behauptet, Homer lasse den Menelaus klagen, daß er nicht von der Insel Pharus weg könne, weil die Götter ihm keinen günstigen Wind sendeten, da er doch mit dem Zephyrus von Pharus hätte absegeln können; so beweiset dieses, daß er sich die Lage des Menelaus unrichtig vorgestellt hat. Dieser wollte keinesweges wieder von Pharus nach dem Aegyptus zurück; sondern nach Lacedämon, wo er dem Telemach die Gefahren seiner Reise er-

erzählte. „Noch hielten mich die Götter zurück, „so sehr ich mich sehnte, hieher zurückzukehren.“ Od. IV, 351. Als ihm der weissagende Proteus verkündigte, er werde nicht ehe sein Vaterland wiedersehen, bevor er nicht wieder nach dem Aegyptus zurücksegelte und daselbst den erzürnten Göttern ein Opfer brächte; so fährt er im 481 V. fort: „Aber das arme Herz brach mir, weil er „mir befahl, wieder auf dem dunkeln Meere nach „dem Aegyptus zu segeln, einen Weg lang und „gefährlich.“ Also konnte sich Menelaus anfangs, da er noch auf der Insel Pharus war, wohl keinen Wind weniger wünschen, als den Zephyrus, welcher ihn nicht nach seinem Vaterlande, sondern gerade zurück nach dem Aegyptus geführt haben würde, welches er, außer der angegebenen Ursach, auch deswegen vermuthlich sehr fürchtete, weil er die dasigen Einwohner beraubt hatte. Od. III, 301. Nachher aber, als Proteus ihm dieses als eine Bedingung vorstellte, ohne deren Erfüllung er sein Vaterland nicht wieder sehen würde; so entschloß er sich dazu. Zu dieser Fahrt nun war ihm der Zephyrus am günstigsten, und er benutzt denselben auch gleich.

S. 55 hat sich Wood geirrt, wenn er behauptet, daß Virgil, der richtigste Erklärer des Homer, in seinen Nachahmungen der angeführten Stellen stets den Zephyr als einen charakteristischen Zug von Jonien, wo er nehmlich nicht sanft erscheine, ausgelassen habe. Ich wüßte kaum, wie

er ihn ungestümer hätte schildern können, als in folgenden Versen, wo er, nach Heynens Urtheile, die oben angeführte Stelle II. IX, 4—7 nachgeahmt hat:

Adversi rupto ceu quondam turbine venti
Confligunt, Zephyrusque, Notusque, et laetus Eois
Eurus equis: stridunt silvae, saevitque tridenti
Spumeus, atque imo Nereus ciet aequora fundo.

Aen. B. 2, 416.

Virgil ist also nicht, wie Wood meint, auf seiner Seite; sondern er kannte den Zephyr auch als stürmisch, und es wäre in der That unbegreiflich, warum er es in Italien nicht eben sowohl seyn sollte, als in Jonien, da beyde Küsten beynahe gleiche Richtung und Lage haben, und überdies Italien nach Abend zu eine ungleich größere Wasserfläche vor sich hat, wo nichts die Kraft des Windes hemmt. Ueberhaupt ist es zu verwundern, wie Wood behaupten kann, nur auf den Kleinasiatischen Küsten sey der Westwind oft stürmisch und furchtbar. Um sich vom Gegentheil zu überzeugen, hätte er nicht nöthig gehabt, nach Asien zu reisen; sondern nur einen Schiffer, der viel an den Küsten von Bretagne und Holland gefahren wäre, fragen können. Der würde ihm diesen Wind

ganz

ganz anders beschrieben haben, als die Dichter ihren Zephyr. Auch in Deutschland ist es bey den Forstmännern und Gärtnern Regel, die Seite der Bäume, an welcher die meisten Nebenwurzeln sind, gegen Westen zu kehren, damit sie desto leichter den Sturmwinden trotzen können. Im Gegentheil muß der Zephyr auch auf der jonischen Küste nicht immer stürmisch, sondern in der Regel sanft und angenehm seyn; denn Wood erzählt S. 52 selbst, er wehe täglich zu Smyrna, und trage so viel zur Gesundheit und zum Vergnügen der Einwohner bey, daß sie häufig lange Gallerien an ihren Häusern hätten, um seiner zu genießen.

S. 57. Die genauere Kenntniß, die, nach Woods Vorgeben, Homer von Kleinasien gehabt haben soll, und der Mangel geographischer Kenntnisse, den er verrathe, je mehr er sich von diesem Lande entferne, würde allerdings der sicherste Beweis seyn, daß Kleinasien sein Vaterland sey. Allein wenn der Schluß gelten soll: Homer war aus dem Lande, welches er am besten kannte; so war er sicher ein europäischer Grieche. Um sich davon zu überzeugen, gehe man einmal in dieser Rücksicht das 2te Buch der Iliade durch, und sehe, wie genau und bestimmt er hier jede Stadt, jeden Fluß, jeden Berg beschreibt, und vergleiche damit, was er von den Ländern sagt, aus welchen die Hülfsvölker der Trojaner gekommen waren. Man wird dann die Behauptung Woods, als wenn ihm schon

die westlichen Gegenden Griechenlands terra incognita gewesen wären, völlig ungegründet finden. Von allen diesen Gegenden spricht er, als wenn sie seinem Vaterlande wenigstens nahe liegen. Ganz anders redet er von den Kleinasiatischen. Wenn wir uns mit Wood den Homer als einen Einwohner der Gegend von Smyrna denken; so ist es wenigstens auffallend, daß er von dem Sarpedon und Glaukus sagt, sie wären fern hergekommen, aus Lycien (Il. II, 877), da er doch, auch von den nordwestlichsten griechischen Völkerschaften, die einen viel weitern Weg nach Troja hatten, nie so redet. Eben so heißt es Il. II, 863 von dem Phorkys, er habe die Phrygier fernher aus Askanien nach Troja geführt. Von manchen Völkern, die den Trojanern Hülfsvölker sendeten, spricht er so fabelhaft, daß einige Ausleger sogar geglaubt haben, sie hätten nie existirt; sondern Homer habe sie erdichtet, z. E. die Halizonen Il. II, 856. Da er nun von allen Griechen, die gegen Troja zogen, mit völliger Gewißheit und Bestimmtheit redet; so glaube ich daraus schließen zu können, daß er diesen näher gelebt habe.

Die Anmerkung Woods (S. 57), welche uns den geraden Weg in das Vaterland des Dichters zeigen soll, daß er nehmlich, ob er gleich beyläufig die genaueste Kenntniß der Kleinasiatischen Küste verrathe, doch nie die dasigen Gegenden, selbst nicht einmal den Schauplatz der Iliade, ausdrücklich und umständlich beschrieben habe, weil sie ihm

zu bekannt und also zu wenig interessant gewesen wären, möchte wohl bey wenigen Lesern Beyfall finden. Erstlich kann man fragen: hat Homer weniger Beschreibungen von jenen Gegenden aus dem von Wood angegebenen Grunde geliefert; oder aber, weil es ihm an Veranlassung fehlte, oder weil er sie nicht genau kannte? Von dem Schauplatze der Iliade hat er wahrlich nichts unbeschrieben gelassen, was zur deutlichen Vorstellung der daselbst verrichteten Thaten gehört; aber seine Beschreibung ist so beschaffen, wie man sie von einem Dichter, nicht aber von einem Geographen, erwartet. Diese Gegend kannte er genau; allein ob dieses von der ganzen Kleinasiatischen Küste behauptet werden könne, läßt sich, meines Erachtens, aus seinen Gedichten, der Versicherung Woods ungeachtet, nicht erweisen. Ueberdies ist Wood hier in einen Widerspruch mit sich selbst verfallen. Beschreibt Homer Gegenstände, von denen unser Verfasser glaubt, sie wären bloß Jonien eigen; so schließt er daraus, dieses sey des Dichters Vaterland: beschreibt er sie nicht; so hat die lange Gewohnheit, sie zu sehen, sie ihm uninteressant gemacht, und er schließt eben dasselbe daraus. Die durch die Winde hervorgebrachten Erscheinungen hätten dem Dichter, wenn er sie täglich vor Augen gehabt, eben so gleichgültig werden müssen, als Flüsse, Berge, Städte und Landschaften. Endlich werden meine Leser, denen Lechevaliers Beschreibung der Ebene von Troja be-

bekannt ist, mit mir zweifeln, ob Wood auch immer so sorgfältig und genau jene Gegenden beobachtet habe, um mit Zuverlässigkeit von der Uebereinstimmung des Originals mit der Copie urtheilen zu können, besonders da Homer nur gelegentlich einzelne Züge hingeworfen hat.

Ueberhaupt möchte durch alle Untersuchungen und Bemühungen wohl schwerlich noch ausgemittelt werden können, welcher von beyden Welttheilen den größten Dichter hervorgebracht hat, da schon in den ältesten Zeiten mehrere so weit von einander gelegene Städte Anspruch auf diese Ehre machten, und gewiß jede derselben alles mögliche versucht hat, ihre Ansprüche durch Beweise geltend zu machen. Wir wissen zwar die Gründe, welche jede für sich anführte, nur sehr unvollkommen; allein da die Sache immer streitig geblieben ist; so müssen sie doch eben nicht entscheidend gewesen seyn. Vielleicht würde man doch wenigstens damals, als man diese Untersuchungen zuerst anstellte, in den Gesängen Homers noch einige Spuren entdeckt haben, die zu etwas Gewisserem geführt hätten, wenn man dieselben noch völlig so gehabt hätte, wie sie Homer sang. Allein vom Homer bis auf diesen Zeitpunkt waren sie den Rhapsoden überlassen, die vielleicht manches Locale hinwegließen oder änderten, um sie an jedem Orte absingen zu können. Und was diese davon mögen übrig gelassen haben, das schafften vielleicht die ersten Sammler der homerischen Gesänge, wenn es mit ihrer

Meinung von dem Vaterlande des Dichters nicht übereinstimmte, vollends hinweg. Der Weg, Homers Vaterland zu erforschen, welchen Wood eingeschlagen ist, wird uns deshalb nie zu einiger Gewißheit bringen, weil Homer zu viele Gegenden gesehen, das ihnen Eigenthümliche bemerkt und in seinen Gedichten benutzt hat, und es daher immer zweifelhaft ist, ob ihn bey der Wahl seiner Bilder und Gleichnisse mehr der Reiz der Neuheit, oder die Gewohnheit, sie von Jugend auf zu sehen, geleitet hat. Will man indessen die genauere Kenntniß des Landes für einen Beweis annehmen, daß er in demselben die meiste Zeit seines Lebens zugebracht habe; so wird wohl jeder, der die Iliade und Odyssee sorgfältig studirt hat, für das europäische Griechenland entscheiden. Nimmt man aber mehr auf die Zeugnisse der Alten Rücksicht; so muß man ihn allerdings für einen Eingebornen von Chius halten. Den eigentlichen Geburtsort unseres Dichters aber noch auffinden zu wollen, möchte in unsern Zeiten wohl eine völlig vergebliche Mühe seyn.

S. 65. Hier und in den folgenden Betrachtungen scheint mir Wood den Zeitgenossen Homers zu wenig Kenntniß der Nautik zuzutrauen, und es ist sonderbar, daß er in vielen Stellen seines Buchs dem Dichter viel Erfahrenheit in einer Wissenschaft zuschreibt, in welcher seine Landsleute, die sich eigentlich damit beschäftigten, so weit zurück gewesen seyn sollen. Es ist wahr, es fehlte ihnen

ihnen, wie den Alten überhaupt vor Erfindung des Compasses, das Hauptmittel, ihren Weg im offenen Meere zu finden. Sie suchten also freylich gern die Küsten im Gesicht zu behalten und sich nach denselben zu richten, besonders da ihre leichtern und platteren Fahrzeuge weniger in Gefahr waren, auf den Untiefen längs den Küsten zu stranden. An felsigten Ufern aber waren sie in eben so großer Gefahr, als die heutigen Seefahrer. Menelaus verlor an der felsigten Küste von Creta den größten Theil seiner Flotte. Od II, 298. Eben so gefährlich, und aus eben der Ursach, war die Fahrt an der ganzen jonischen Küste und den vor derselben liegenden Inseln, deren Westseite fast überall felsigt ist. Da nun Nestor, Diomedes und Menelaus bey ihrer Rückkehr von Troja, auf dem Wege von Lesbus gerade nach Gärastus hinüber eben dadurch, daß sie sich etwas mehr von den Küsten entfernten, jener Gefahr entgingen; so hatten sie keine Ursach, sich davor zu fürchten, welches sich auch von Männern, die es wagten vom Aegyptus nach Griechenland zu segeln, eben nicht zu vermuthen ist. Auch erhellet aus der Erzählung Homers schlechterdings nicht, daß sie diesen Weg an sich für gefährlicher gehalten oder bey ihrer Berathschlagung darauf Rücksicht genommen hätte, daß der durch den Canal von Chius etwas weiter ist. Vielmehr sagt Homer ganz deutlich, beyde Wege wären ihnen gleich gefährlich vorgekommen, und in dieser Verlegenheit hätten sie die Gottheit gebe-

ten, ihnen denjenigen durch ein Zeichen zu bestimmen, welchen sie wählen sollten. Menelaus und Nestor wählten sonach den von Lesbus gerade nach Gärastus, und zwar zu ihrem Glück. Ihre Furcht rührte in der That aus einem ganz andern doppelten Grunde her. Erstlich fürchteten sie den Zorn der Minerva, und sie überließen es also einem Gotte, zu bestimmen, auf welchem Wege sie demselben am glücklichsten entgehen möchten. Zweytens wurden sie durch noch einen andern Umstand in Verlegenheit gesetzt. Die ganze Berathschlagung zu Lesbos hätte gar nicht Statt haben können, wenn nicht eben zu der Zeit ein für den ersten Weg günstiger Wind, d. i. der Ostwind, gewehet hätte. Od. III, 176. Nun ist es aber selbst aus Wood bekannt, daß dieser in jenen Gegenden nicht anhaltend zu seyn pflegt. Hielt er an; so war allerdings der gerade Weg nach Gärastus hinüber bey weitem vorzuziehen; erhob sich dagegen der hier so gewöhnliche Westwind; so wurden sie wieder zurückgetrieben, und in diesem Falle war wieder der andere Weg, wo sie durch die Insel Chius gegen denselben gedeckt waren, ungleich besser. Da es also gänzlich von einem Zufalle, den niemand vorher wissen konnte, abhing, welcher Weg der beste seyn würde; so überließen sie die Wahl der Gottheit. Stellen wir uns die Sache so vor, so kann aus dieser Erzählung wenigstens kein gültiger Beweis für die Behauptung hergeleitet werden, daß die Griechen zu Homers Zeiten bey ihren See-

rei-

reisen sich immer an den Küsten gehalten und das hohe Meer sorgfältig vermieden hätten. Für die schwächer gebaueten, mit Segeln, Ankern, Steuerrudern und allem, was dazu dient, den Lauf zu richten und aufzuhalten, schlechter versehenen Schiffe der Alten mußten Klippen wenigstens eben so gefährlich seyn, als für die unsrigen. Das Schiff, auf welchem unser Verfasser sich befand, wagte es zwar nicht, durch den Canal von Chius zu segeln; Andere seiner Landsleute hingegen ziehen, im Vertrauen auf ihre Geschicklichkeit in der Steuermannskunst, diese Fahrt der auf dem offenen Meere vor. „Wir gingen, erzählt Arvieux, von Smyrna an Bord eines englischen Schiffes von 40 Kanonen, und warfen jenseits der Landspitze Anker, um bey Anbruch des Tages mit dem Landwinde auszulaufen. Wir ließen die Insel Scio auf der Westseite und richteten unsern Lauf nach Süden." Arvieux Reise 1. Th. Cap. 5.

S. 72. Ohne mich in eine Untersuchng über die Quellen der nautischen Kenntnisse des Homer einzulassen, welche überdies zu nichts Gewissem führen würde; so ist doch nicht zu leugnen, daß er die Phönicier sehr genau kannte, und von ihrer großen Geschicklichkeit in der Schiffahrt unterrichtet war. Od. XV, 414 folg. und anderw. Allerdings legten sich die Jonier auch von jeher stark auf die Schifffahrt; allein Wood geräth hier in einen offenbaren Widerspruch mit sich selbst. Er nimmt nehmlich (Zus. zu S. 246) an, Homer

habe bereits 50 Jahre nach der Zerstörung Troja's seine beyden Heldengedichte geendigt gehabt. Nun aber geschahen, den wahrscheinlichsten Berechnungen zufolge, die frühesten Wanderungen der Griechen nach Kleinasien in folgender Ordnung: Die äolische 88 Jahre nach der Eroberung Troja's; die jonische 56 Jahre später, und die dorische fast 70 Jahre nach der jonischen. Also konnte Homer, der Woodischen Hypothese zufolge, wohl nicht Leuten, die noch nicht existirten, seine nautischen Kenntnisse zu verdanken haben. Zwar sucht unser Verfasser diese Schwierigkeit dadurch zu heben, daß er vorgiebt, es hätten sich gleich nach der Eroberung Troja's, ehe noch förmliche Colonien von Griechenland nach Asien übergegangen, einzelne Colonisten daselbst niedergelassen; allein diese möchten wohl in einem Lande, welches so lange und viel von den Griechen gelitten hatte, eben keine günstige Aufnahme erfahren haben, und eben so wenig ist es wahrscheinlich, daß die Griechen zu dieser Zeit, wo ihr Vaterland so viele Einwohner verloren, begierig werden gewesen seyn, dasselbe zu verlassen und mit einem Lande zu vertauschen, an welches damals gewiß jeder Grieche noch mit Entsetzen dachte.

Es ist allerdings sehr wahrscheinlich, daß schon zu Homers Zeiten sich griechische Colonien in Kleinasien niedergelassen hatten; ob er gleich derselben nirgends ausdrücklich erwähnt. Dieses konnte er aber auch nicht füglich, weil er jene Gegenden

so

so beschreiben mußte, wie sie zur Zeit des trojanischen Krieges beschaffen waren. Nur muß man dann nicht mit Wood annehmen, Homer habe schon 50 Jahre nach der Eroberung Troja's gelebt.

Die Anmerkung zu S. 76. worin bewiesen werden soll, daß Judäa dem Homer bekannt gewesen sey, möchte wohl wenige Leser überzeugen. Der Beweis wird aus Il. II, 783 geführt, wo Homer sagt, Typhon liege εἰν Ἀρίμοις. Wo nun aber diese Αριμοι zu suchen seyen, läßt sich weder aus dem Dichter selbst ersehen, noch sind seine Ausleger darüber so einverstanden, als unser Verfasser seine Leser glauben machen will, daß nehmlich die Syrier darunter zu verstehen seyen. Strabo, welchen er für seine Behauptung citirt, führt unter mehreren Meinungen auch diese an. B. XIII. S. 627. Hier ist aber gar nicht vom eigentlichen Syrien die Rede, und diese Stelle ist also für unsern Verfasser von keinem Nutzen. Doch er nimmt es für erwiesen an, die Arimer und Syrier wären ein und dasselbe Volk, und die Scene dieser Fabel liege in der Ebne von Sodom und Gomorrha, welches er folgendermaßen beweisen will: Strabo B. XIII. S. 626, sagt, es wären einige, die zu dem bereits angeführten Verse des Homer noch folgenden hinzufügten: χωρῳ ἐνι δρυοεντι Υδης ἐν πιονι δημῳ. Diese Stelle, von deren Aechtheit Strabo selbst nicht überzeugt war, würde freylich nicht das geringste für Woods Be-

hauptung beweisen; sondern sie vielmehr geradezu widerlegen, denn Hyde war der Name, den Einige der Stadt Sardes gaben. Strab. B. XIII. S. 626. Plin. B. V. C. 29. Wie angemessen die umliegende Gegend dieser Fabel sey, beweist Strabo's Beschreibung und selbst der Name derselben Catakekaumene (die Verbrannte), weshalb auch von den meisten Schriftstellern die Scene des Mythus vom Typhon und die Arimi hieher gesetzt werden. Strabo B. XII. S. 579. Allein Wood behauptet, dieser Vers sey corrupt, und von Dr. Taylor Civil Law S. 554 sehr glücklich verbessert worden: χώρῳ ἔνι δρυόεντ' Ὕδης ἐν πίονι δήμῳ. Auf diese Weise wäre nun freylich alles klar; ob aber die Aenderung des Dr. Taylor glücklich genannt zu werden verdiene, möchte wohl mancher bezweifeln. Wenigstens würde Strabo sie schwerlich gebilligt haben, denn er sagt ausdrücklich: Einige geben ungegründeter Weise vor, die Scene dieses Mythus sey in Cilicien, Andere, sie sey in Syrien zu suchen. B. XIII. S. 626. Also ein Wort des Homer, über dessen Erklärung selbst die alten Ausleger sehr ungewiß waren, ein Vers, den Strabo, welcher ihn allein anführt, nicht für ächt anerkennt und eine höchstwillkührliche, übel angebrachte Abänderung desselben von einem neuern Schriftsteller, sind die einzigen Gründe, welche Wood für seine Behauptung anzuführen weiß. Da die Worte ἐν Ἀρίμοις den Auslegern so dunkel waren, daß die römischen Schriftsteller sogar

ein

ein Wort Inarime daraus machten; so wollte der Verfasser jenes Verses offenbar durch diesen Zusatz die so schwierigen Worte des Homer erklären. Um sich aber zu überzeugen, daß er nicht die Absicht hatte, man solle hierbey an jene Gegend von Palästina denken, braucht man nur die ganze Stelle im Strabo nachzulesen. Auch der Geograph gedenkt in seiner Beschreibung von Judäa und der weitläuftigen vom Serbonischen See (B. XVI. S. 760—765.) dieses Verses nicht, obgleich bereits frühere Schriftsteller die Scene dieser Fabel hieher gesetzt hatten. Herodot B. III, 5 und Apollonius Rhod. B. II, 12 15 sagen geradezu, daß Typhon im Serbonischen See liege. Aus diesen beyden Stellen hätte Wood, dünkt mich, seine Behauptung besser beweisen können, indem zu vermuthen ist, daß der eine dieser Schriftsteller der ältesten Sage, der Andere der Meinung des Homer, so wie er sie nehmlich verstand, gefolgt seyn werde. Allein wenn es sich auch erweisen ließe, daß Homer wirklich jene Gegend gemeint habe; so würde daraus doch noch keinesweges folgen, daß er Palästina und seine Bewohner näher gekannt habe.

S. 76. Daß Homer den Pontus Euxinus, wenn gleich nicht unter diesem Namen, gekannt habe, daran ist wohl nicht zu zweifeln; allein die von Wood beygebrachten Gründe möchten dieses schwerlich beweisen. Ob die Hippemolger, deren er nur einmal erwähnt Il. XIII, 5, am schwarzen Meere

wohnten, läßt sich nicht erweisen und folglich noch viel weniger mit Sicherheit daraus auf seine Kenntniß von jenem Meere schließen. Deutlicher erhellet dieses daraus, daß er die Geschichte des Argonautenzuges sehr wohl kannte. Od. XII, 70. Er gedenkt des Aretes, des Königs von Colchis und dessen Schwester, der Circe. Wenn er also Colchis und die Expedition der Argonauten so genau kannte; so mußte er doch auch wohl vom schwarzen Meere etwas gehört haben.

S. 77. Daß sich im Homer keine Spur finde, aus welcher man auf seine Kenntniß des adriatischen Meeres schließen könne, ist allerdings richtig; aber wie Wood sagen kann, auch Herodot habe nicht die geringste Kenntniß von diesem Meerbusen gehabt *), ist mir unbegreiflich, da Wood selbst die Stelle jenes alten Geschichtschreibers anführt, wo er von denen redet, die zuerst dieses Meer befahren haben. Indessen läßt die Art, wie er sie anführt, vermuthen, daß er diese Stelle nicht selbst nachgelesen habe. Herodot sagt nehmlich nirgends, wie unser Verfasser meint, ein Jonier habe das adriatische Meer entdeckt; sondern er drückt sich also aus: „Diese Phocäer (in Jonien) bedienten sich unter den Griechen zuerst großer Schiffe, und entdeckten Adria, Tyrse-

*) S. Zusätze. z. S. 78.

senien, Iberien und Tartessus." B. I. 163. Ist es nun wohl zu vermuthen, daß dem wißbegierigen Herodot, der selbst mit einer Colonie nach Thurii in Unteritalien ging, der also in der Nähe dieses Meeres lebte, und vermuthlich über den südlichen Theil desselben gefahren war, die Entdeckung seiner Landsleute so gänzlich unbekannt geblieben? Daß letzteres wirklich nicht der Fall gewesen, beweisen mehrere Stellen. „Das weiseste Gesetz aber ist nach meiner Meinung dieses, welches, wie ich höre, auch bey den Enetern in Illyrien eingeführt ist." B. I. 196. „Die Gränzen derselben reichen fast bis an die Eneter, welche in Adria wohnen." B. V. 9. Was Herodot von dem Lauf des Eridanus B. III. 115. sagt, würde freylich beweisen, daß er von dem nördlichsten Theile dieses Meerbusens wenig gewußt habe; indessen ist es doch merkwürdig, daß die Nachricht, es komme Elektrum daher, auf diesen Fluß paßt; denn es soll hier wirklich Bernstein gefunden werden. Uebrigens widerspricht sich Wood selbst, indem er die Sorgfalt des Homer, die er angewandt habe, den Zustand seines eigenen und des Zeitalters, welches er uns beschreibt, gehörig von einander zu unterscheiden, als den Grund angiebt, warum er des adriatischen Meeres nicht erwähne, ob es gleich von seinen Landsleuten entdeckt worden sey. Wenn Homer, wie Wood behauptet, gelebt hat, als sich griechische Colonien in Kleinasien niederließen; so konnte er unmöglich

von

von späteren Entdeckungen der Phocäer etwas wissen.

Was Wood von der Fahrt auf diesem Meerbusen und von der jetzigen Unsicherheit der flachen italiänischen Küste sagt, wird durch mehrere Reisende bestätigt, z. E. durch Spon, welcher eben diese Reise machte. Allein man muß bedenken, daß durch die Veränderung des Baues der Schiffe auch die Gefahren zur See verändert worden. Flache, seichte Ufer konnten den nicht tief gehenden Schiffen der Alten nie so gefährlich werden, als hohe, felsigte; dahingegen unsere Schiffe fast in größerer Gefahr sind, wenn sie auf Untiefen gerathen, als wenn sie an einer steilen Küste im tiefen Wasser fahren. Im letzteren Fall können sie die Gefahren besser bemerken und durch geschickte Manöver ihnen ausweichen, als die Alten, die bey ihren unvollkommenen Segeln, Ankern und ihrer wenigen Kunst, das Steuerruder zu führen, den Strömen und Winden folgen mußten, wenn diese sie gegen die Küste trieben. War diese nun steil und felsigt; so war auch der Schiffbruch unvermeidlich. Nicht also wegen der Untiefen, sondern wegen des Mangels an Häfen, zogen die Alten die Fahrt an der dalmatischen Küste vor. Strabo sagt im 7 B. S. 317, die ganze illyrische Küste sowohl, als die an derselben liegenden Inseln seyen, mit guten Häfen versehen; die gegenüberliegende italiänische aber sey ohne Hafen.

Durch

„Durch Woods Erklärung scheinen mir die Schwierigkeiten der Stelle im Virgil, Aen. B. I. 242:

Antenor potuit, mediis elapsus Achivis,
Illyricos peretrare sinus atque intima tutus
Regna Liburnorum, et fontem superare
Timavi.

glücklich gehoben zu seyn. Antenor versuchte wahrscheinlich vorher an der östlichen und nördlichen Seite sich niederzulassen, wurde aber von den wilden Bewohnern dieser Gegenden vertrieben, und so gelangte er nach und nach an den Ort, wo er seine Colonie gründete. Es ging ihm wie dem Cleonymus, der auch wider seinen Willen bis an das nördliche Ende dieses Meerbusens gerieth, und dessen Fahrt Livius B. X, c. 2 so beschreibt: Circumvectus inde Brundisii promontorium, medioque sinu Hadriatico ventis latus, quum laeva inpoituosa Italiae litora, dextra Illyrii Liburnique et Istri, gentes ferae et magna ex parte latrociniis maritimis infames, terrerent, penitus ad litora Venetorum pervenit.

Von

Von den Winden im Homer.

Es ist wahr, Homer nennt nur die vier Hauptwinde; allein daraus, glaube ich, könne man eben so wenig mit Sicherheit schließen, daß seine Landsleute und Zeitgenossen die Nebenwinde noch nicht durch besondere Benennungen bezeichnet haben, als bey irgend einem andern Dichter dieser Schluß angewendet werden kann. Welcher Dichter wird sich wohl auf eine bestimmtere Bezeichnung derselben einlassen, wenn er nicht etwa ein didaktisches Gedicht über diesen Gegenstand verfertigt, oder durch das Sylbenmaaß genöthigt wird, einen bestimmten Namen zu gebrauchen. Noch weniger läßt sich daraus ein Schluß auf die Unvollkommenheit der Schifffahrt und die Gewohnheit, immer an der Küste hinzufahren, machen; denn eben diese Art zu schiffen macht jede Abweichung und Veränderung des Windes wichtiger, als im offenen Meere, indem die Schiffe dadurch in Gefahr gesetzt werden, entweder gegen das Ufer getrieben oder ins Meer hinaus verschlagen zu werden, besonders an einem felsigten, wie das griechische fast

über-

überall ist. Je nöthiger es also war, diese Veränderungen des Windes zu bemerken, desto mehr ist zu vermuthen, daß man zeitig auf die Benennungen derselben gedacht habe.

Allerdings beschreibt Homer den Zephyr ganz anders, als unsere Dichter; aber darin hat Wood geirret, daß er behauptet, auch die ältern Schriftsteller der von Jonien aus westlich gelegenen Gegenden hätten diesen Wind immer als sanft beschrieben. Aus dem Virgil sind bereits oben die Stellen angeführt worden, welche diese Meinung hinlänglich widerlegen. Auch die spätern Dichter, welche den Virgil nachahmen, behalten diese Vorstellung bey, z. E. Lucanus, B. II. 676.

Non Eurum, Zephyrumque timens,

und B. V. 569:

Adspice saevum
Quanta paret pelagus: Zephyros intendat, an Euros,
Incertum est.

Hesiodus giebt ihm immer das Beywort ἀργέστης (der schnelle, heftige) Theog. 379. 870 *).

Doch

---

*) Wood wundert sich, daß Hesiodus in diesen beyden Stellen den Eurus vergessen habe. Ausgelassen hat er ihn; aber sehr wahrscheinlich mit Vorsatz. Vielleicht, weil er nicht von dem Asträus und der Aurora ab-

Doch nicht bloß Dichter, sondern auch Naturkundiger, die in Italien lebten, beschreiben den Westwind völlig so, wie ihn uns Homer schildert, bisweilen mild und sanft, bisweilen rauh und ungestüm. Plinius in seinem Verzeichnisse der Windarten, B. II. 47, bemerkt schon, die Alten hätten nur vier gekannt *), daher auch Homer nur so viele nenne. Er giebt vornehmlich nur zwey Arten des Westwindes an, die in ihren Wirkungen außerordentlich verschieden seyen, den Südwestwind (Favonius) und den Nordwestwind (Corus). Jener sey von den Griechen Zephyrus, dieser Argestos genannt worden. Bey den ältern Griechen war ἀργεστης (heftig) ein Beywort des Zephyrus, (s. die oben angeführten Stellen des Hesiodus). Weil dieses aber eigentlich nur dem Nordwestwinde zukam; so wurde es in der Folge ein eigener Name desselben. Er fährt also fort: Ver aperit navigantibus maria; cujus in principio, Favonii hybernum molliunt coelum. — Tepidi Vulturnus et Favonius. — Corus autum-

abstammte, sondern geringeren Ursprungs war. In den orphischen Hymnen wird Eurus auch übergangen, obgleich die 79 dem Boreas, die 80 dem Zephyrus, und die 81 dem Notus gewidmet ist.

*) Vom Gegentheil hätte ihn die Stelle des Hesiodus Theog. 872 überzeugen können.

tumnat. Ventorum frigidissimi sunt, quos a septentrione diximus spirare, et vicinus his Corus. Ji et reliquos compescunt et nubes abigunt. Sicci Corus et Vulturnus. Grandines Septentrio importat et Corus. Hiermit stimmt auch folgende Stelle des Seneca überein: Aequinoctialis occidens Favonium mittit; quem Zephyrum esse dicent tibi, etiam qui graece nesciunt loqui. A solstitiali occidente Corus venit, qui apud quosdam Argestes dicitur.

Aus allem diesem ergiebt sich nun zur Genüge, daß Wood geirrt habe, wenn er behauptet, der Westwind, wie ihn Homer beschreibt, sey der jonischen Küste allein eigen, da er doch von italiänischen Schriftstellern völlig eben so geschildert wird. Zweytens erhellet daraus, wie Homer den Zephyrus bald als heftig und rauh, bald als mild habe beschreiben können, ohne daß man nöthig hat, Woods sonderbare Hypothese anzunehmen, er hätte als ein großer Geograph gewußt, dieser Wind sey in den westlichen Gegenden immer sanft, und habe daher in seiner Beschreibnng des elysischen Feldes und der Gärten des Alcinous diese seine geographische Kenntniß an den Tag gelegt. Homer gebraucht nur einen Namen für den Westwind, und da dieser nach den verschiedenen Jahreszeiten in einer so verschiedenen Gestalt sich zeigt; so ist es kein Wunder, und er begeht keinen Fehler, wenn

er den Zephyr bald heftig, bald lau und sanft schildert. Der im Frühlinge milde Zephyr war im späten Herbste ungestüm. Wirklich beschreibt auch Homer in den beyden Stellen Od. IV, 566 und VII, 114 folg., Gegenden, die eines steten Frühlings genießen.

Wer auch immer der Erfinder der Fabel von der Liebe des Zephyrs und der Flora gewesen seyn, und in welcher Gegend er gelebt haben mag; so wird es doch durch die Vergleichung der Erzählung Ovids mit Homers Beschreibung des elysischen Feldes, welches späterhin die Inseln der Glücklichen genannt wurde, wahrscheinlich, daß letztere zur Erfindung dieser Fabel Gelegenheit gegeben habe. Damit meine Leser über diese Vermuthung desto besser urtheilen können; will ich beyde Stellen hersetzen:

Chloris eram Nymphe campi felicis, ubi audis
 Rem fortunatis ante fuisse viris. —
Ver erat: errabam. Zephyrus conspexit; abibam.
 Insequitur; fugio. Fortior ille fuit. —
Vere fruor semper: per me nitidissimus annus,
 Arbor habet frondes, pabula semper humus.
Est mihi foecundus dotalibus hortus in agris.
 Aura fovet; liquidae fonte rigatur aquae.

Fast. l. V, 197 seq.

„Dich werden die Unsterblichen zur elysischen„Flur und den Enden der Erde senden, wo der

brau

„braune Rhadamanthys ist; wo den Menschen das „Leben ohne Mühe dahin fließt. Kein Schnee, „kein Sturm, kein Regen ist dort; sondern stets „sendet Oceanus die Lüfte des sanftathmenden Ze„phyrs, um die Menschen zu kühlen.“ Od. IV, 563 —568.

Homer kannte zwar diese Fabel nicht; aber der Zephyr Ovids, der Liebhaber der Flora, scheinet doch ursprünglich kein anderer, als der homerische zu seyn.

S. 94. Es ist zwar sehr richtig, daß Homer die Namen der Winde mit weit mehr Genauigkeit gebraucht, als Virgil; aber Woods Critik der Stellen, wo die Fahrt des Aeneas von Carthago nach Sicilien beschrieben wird, (Aen. B. IV. 562 und im Anfange des V B.) scheint mir doch zu hart. Virgil läßt den Aeneas von Carthago mit dem Zephyr absegeln. Man könnte allenfalls darunter den Südwestwind verstehen, der ihm allerdings auf der Fahrt nach der Gegend Italiens, wo er in der Folge seine Reise endigte, günstig war, und nehmen wir an, daß die Winde, die sich vom Abend her erhoben, nördlicher geworden; so mußte er schlechterdings verschlagen werden. Daß Aeneas mit dem Nordwinde seine Reise fortgesetzt habe, ist freylich unmöglich; allein die Bemerkung sollte doch unserem Verfasser nicht entgangen seyn, daß dieser Dichter sehr oft den Namen eines bestimmten Windes setzt, wenn er überhaupt nur den Begriff im Allgemeinen ausdrücken

Anzunehmen, daß dieses aus Unwissenheit oder Mangel an Kenntniß der Natur geschehen sey, wäre unbillig, da er in seinem Gedichte über die Landwirthschaft die Eigenschaften der verschiedenen Winde genau angiebt. Diese poetische Freyheit muß einem Deutschen und Engländer, deren Sprache die Winde nach den Himmelsgegenden benennt, sehr kühn, ja hart vorkommen, indem der Name des Windes uns immer an die Gegend erinnert, aus welcher er her wehet. Die Römer hingegen, welche die Namen der Winde nicht von den Himmelsgegenden hergenommen hatten, dachten weniger an diese, als an andere Eigenschaften derselben.

Der Vorwurf, welchen Wood dem Virgil macht, daß er den Palinurus bey schwarz bewölktem Himmel die Sterne beobachten lasse, beweist, daß er den 25 Vers: Si modo rite memor servata remetior astra, außer Acht gelassen habe, besonders das rite memor.

S. 99. Wenn man auch zugeben wollte, wovon ich jedoch bereits das Gegentheil zu beweisen gesucht habe, daß die Cultur des Landes zu Homers Zeiten mehr der jetzigen schlechten Beschaffenheit derselben, als der in der blühendsten Periode Griechenlandes glche; so mußten sich doch vor 2000 Jahren ungleich leichter Untersuchungen über die Geographie unseres Dichters und die Richtigkeit seiner Beschreibungen anstellen lassen,

als

als jetzt. Selbst die natürliche Beschaffenheit muß in diesem langen Zeitraume sich sehr verändert haben; besonders da diese Gegenden, vornehmlich Kleinasien, so schrecklich durch Erdbeben gelitten haben. Die Städte, die Homer nennt, sahen zwar zu Strabo's Zeiten ganz anders aus; aber man wußte doch ihre Lage. Seitdem sind die meisten derselben gänzlich vertilgt, und selbst der Ort, wo sie standen, kann nicht mehr genau angegeben werden. Andere wurden zerstört und wieder aufgebauet; aber nicht wieder an dem Orte, wo sie zu des Dichters Zeit lagen. Viele, ja fast alle Städte, Berge, Vorgebirge, Flüsse, haben den homerischen Namen, welchen sie noch vor 2000 Jahren führten, verloren, und daher ist es oft unmöglich zu bestimmen, welche von diesen Gegenständen Homer meine. Endlich war damals noch manches alte Denkmahl und manche Schrift vorhanden, welche den Strabo bey seinen Untersuchungen leiten konnten; die uns aber fehlen. Daher zweifle ich sehr, ob durch alle Bemühungen der neueren Reisenden, die überdies durch die Barbarey der heutigen Bewohner jener Gegenden so sehr erschweret werden, Homers Geographie viel Licht erhalten werde, und es ist also wohl am rathsamsten, daß wir uns in diesem Stücke lediglich an den Strabo halten.

Beschreibung des Pharus.

Ob sich gleich von einem mit so wenigen Hülfsmitteln versehenen Dichter, wie Homer, nicht eben die geographische Genauigkeit erwarten läßt, wenn er von einer entfernten Gegend, als wenn er von seinem Vaterlande redet; so wird es doch niemand einem Erklärer verdenken, daß er den Dichter gegen die Beschuldigungen, welche man aus der Stelle Od. IV, 354 hergeleitet hat, in Schutz nimmt; allein ich zweifle, ob diese Vertheidigung von Wood so geführt worden, daß jene Beschuldigungen wirklich widerlegt werden. Homer beschreibt nehmlich die Entfernung der Insel Pharus vom Aegyptus als so groß, daß ein Schiff mit günstigem Winde einen ganzen Tag segeln müsse. Nun bemerkt Wood zwar allerdings sehr richtig, daß Homer den Menelaus nicht nach der nächsten gegenüberliegenden Küste, wo nachher Alexandrien erbauet ward, segeln lasse; sondern nach dem Nil. Allein die Entfernung von Pharus nach der nächsten Mündung des Nil, nehmlich

der canobischen, beträgt doch bey weitem noch keine Tagereise, sondern höchstens 5 deuts. Meilen. Wollten wir annehmen, Menelaus sey nach einer weiter nach Osten entfernten Mündung gesegelt; so wäre diese Erklärung, da Menelaus so sehr eilte, theils unnatürlich, theils ließe sich davon kein anderer Grund angeben, als daß Homer die näher gelegenen nicht gekannt habe. Da aber, wie gesagt, die canobische Mündung nur ungefähr 5 Meilen von Pharus ist; so behauptet Wood, um eine Tagereise herauszubringen, der nördliche Theil des Delta sey zu Homers Zeiten noch ein Meerbusen, und folglich die Entfernung von der Insel bis zum Nil viel größer gewesen, als jetzt. Diesem zufolge würde die ganze nördliche Hälfte des Delta zu des Dichters Zeiten noch vom Meere bedeckt gewesen seyn, und seitdem Aegypten auf 10 Meilen Landes gegen das Meer gewonnen haben. Diesen gewiß sehr auffallenden Satz will er dadurch beweisen, daß in den neueren Zeiten das Land vermittelst des Schlammes, welchen der Nil mit sich führt, außerordentlich zugenommen habe. Wenn auch die Beyspiele, welche er zur Bestätigung dieser Meinung anführt, gegründet seyn sollten; so läßt sich doch daraus nicht mit Sicherheit schließen, daß diese Zunahme des Landes von den ältesten Zeiten her immer in demselben Verhältnisse Statt gefunden. Die Erfahrung lehrt nehmlich, daß ein solcher Fluß in manchen einzelnen Jahren mehr

 Land

Land ansetze, als in Jahrhunderten. So erzählt Wood selbst, der Achelous, welcher ebenfalls viel Schlamm mit sich führt, habe durch denselben einige echinadische Inseln mit dem festen Lande verbunden; allein eben dieß sagt auch schon Herodot B. II. 92. Also von Herodot bis auf Wood hat diese Gegend keine beträchtliche Veränderung erlitten. Schwerlich würde auch Wood diese Meinung zu behaupten gewagt haben, wenn er mehr Rücksicht auf die Geschichte genommen und Bocharts Beweis vom Alterthum des Delta, den er selbst anführt, in nähere Ueberlegung gezogen hätte. Js. Vossius, ein Mann, dessen Stimme in Sachen, welche die alte Geographie betreffen, doch auch gehört zu werden verdient, urtheilt, Bochart habe die Meinung von dem spätern Entstehen dieses Landes vortrefflich widerlegt. In der Not. zum Mela B. 2. C. 7. Ich will daher zu mehrerer Bestätigung des Bochartschen Beweises noch einiges anführen. Daß die nördliche Hälfte des Delta recht die Wiege der alten ägyptischen Mythologie gewesen sey, erhellet aus einer Stelle des Herodot, der selbst an Ort und Stelle war und sich genau nach diesen Dingen erkundigte, zur Genüge: „Die Aegyptier waren die ersten unter den Menschen, welche festliche Versammlungen, religiöse Aufzüge und Processionen hielten, und von ihnen haben sie die Griechen gelernt. Zum Beweise dienet, daß bey ihnen diese Dinge seit langer Zeit üblich gewe-

gewesen, bey den Griechen aber erst kürzlich eingeführet sind. Die Aegyptier halten auch diese festlichen Versammlungen nicht einmal im Jahre, sondern oft; am meisten und liebsten aber zur Ehre der Artemis bey der Stadt Bubastis; zweytens bey der Stadt Busiris zur Ehre der Isis. Denn in dieser Stadt ist der größte Tempel der Isis. Diese Stadt Aegyptens liegt mitten im Delta. Die Isis heißt auf griechisch Demeter. Drittens versammlen sie sich bey der Stadt Sais zur Ehre der Athene; viertens bey Heliopolis zur Ehre des Helios; fünftens bey Butus zur Ehre der Leto; sechstens bey Papremis dem Ares zu Ehren." B. II. 111. Die meisten dieser Oerter lagen im Delta, ja Butus in dem nördlichsten Theile desselben und der Umstand, daß daselbst das berühmteste Orakel Aegyptens war, (Herod. II. 118.) setzt das hohe Alterthum dieser Stadt außer Zweifel. Herodot meldet sogar, (B. II. 129) die ägyptischen Priester hätten ihm erzählt, Alexander (Paris) sey, als er mit der Helena nach Troja zurückkehren wollen, nach Aegypten verschlagen worden, und in der canobischen Mündung bey Taricheä gelandet. An diesem Orte sey damals am Ufer des Meeres ein Tempel des Herkules gewesen, welcher auch noch stehe. Der König Proteus zu Memphis habe die Helena so lange bey sich behalten, bis Menelaus selbst nach Aegypten gekommen sey und sie abgeholt habe. Herodot giebt dieser Erzählung vor der gewöhnlichen den

Vorzug, ja aus Il. VI, 295 und Od. VI, 228 schließt er, sie müsse dem Homer bekannt gewesen seyn; allein dieser habe sie nicht benutzt, weil sie sich nicht so gut in sein Gedicht gepaßt habe, als die, welcher er gefolgt ist. B. II, 130. Diesem zufolge muß Herodot, der über 2000 Jahre vor Wood an Ort und Stelle war, der selbst das Delta ein Geschenk des Nils nennt, doch geglaubt haben, die canobische Mündung sey schon zu Menelaus Zeiten eben da gewesen, wo er selbst sie sah, und kann also dieses Land nicht für so neu gehalten haben, als Wood behauptet. Aus allem diesem ergiebt sich, daß Homer auf die von Wood vorgeschlagene Weise nicht vertheidigt werden könne; denn die canobische Mündung ist höchstens 4—5 deutsche Meilen von Pharus entfernt, und also bey weitem keine Tagereise zur See bey günstigem Winde.

Meines Erachtens wäre das einzige Mittel den Homer in diesem Punkt zu rechtfertigen dieses, daß man den spätern Reisenden oder Geographen den Fehler beymäße. Homer beschreibt Pharus als eine unbewohnte, wenig bekannte Insel, die zu seiner Zeit fast von niemandem besucht wurde; sonst giebt er kein Merkmahl an, um sie von andern Inseln dieser Küste zu unterscheiden. Daher mußte es natürlich in der Folge sehr schwer seyn, zu bestimmen, welche von diesen Inseln eigentlich das Pharus des Homer sey. Die ersten griechischen Seefahrer, die diese Gegend besuchten,

ten, und die sich schwerlich mit dem Studium des Dichters abgaben, mögen wohl bloß gehört haben, daß er eine Insel Pharus nenne, die an dieser Küste liegen sollte. Natürlich ward ihnen die dem Nil am nächsten liegende zuerst bekannt, und sie gaben ihr also, ohne weiter zu untersuchen, ob die vom Homer angegebene Lage und Umstände auf sie paßten, den Namen, womit der Dichter wahrscheinlich eine der kleinen, mehr nach Westen liegenden Inseln bezeichnet hatte. Vielleicht mag wohl nachher einer oder der andere den Irrthum bemerkt haben; allein der einmal eingeführte Name ließ sich nun nicht mehr ändern. Daß der Name Pharus der Insel bey Alexandria erst späterhin gegeben oder wenigstens allgemein angenommen worden, könnte man daraus schließen, weil Herodot, der sich doch in der Nähe derselben befand, ihrer nicht gedenkt. Auch passet die Beschreibung Homers von dieser Insel nicht auf das nachher so genannte Pharus. Homer sagt nehmlich, man lande auf derselben, um Wasser einzunehmen. Od. IV, 359. Strabo hingegen nennt das alexandrinische Pharus wasserleer I, 37. Freylich läßt es sich jetzt nicht mehr bestimmen, welche Insel Homer unter diesem Namen verstehe, da seine Beschreibung so wenig charakteristisch ist. Vielleicht ist es Pedonia; wenigstens trifft bey ihr ungefähr die Entfernung von der canobischen Mündung und der Umstand zu, daß sie mit einem Hafen versehen ist. Strab. B. XVII, 799.

Die Stelle, Il. XVII, 263, deren Vortrefflichkeit den Solon und Plato überzeugte, daß es ihnen unmöglich sey, den Homer zu erreichen, wo das Getöse des trojanischen Heeres mit einem sich ins Meer stürzenden Strom verglichen wird, scheint allerdings vom Nil verstanden werden zu müssen. Wenigstens gebraucht Homer das Beywort διιπετης fast ausschließend von diesem Flusse. Wenn aber Wood daraus den Schluß zieht, Homer müsse in Aegypten gewesen seyn und diese Scene gesehen haben, wovon *die expressiveste Aehnlichkeit des Gemähldes und des Gegenstandes in der Natur Beweis genug* sey; so muß ich dagegen zweyerley bemerken. Erstlich scheint es mir ungegründet, daß ein Dichter nur diejenigen Gegenstände in der Natur genau und lebhaft beschreiben könne, welche er gesehen hat. Ist nicht zum Beyspiel die Iliade voll der treffendsten Gemählde von Schlachten und Kämpfen? Gleichwohl schließt daraus niemand, Homer habe die Züge zu denselben auf dem Schlachtfelde gesammlet. Wie mancher Dichter hat nicht einen Sturm vortrefflich beschrieben, ohne je die See gesehen zu haben? Zweytens glaube ich eben aus diesem Gleichnisse schließen zu müssen, unser Dichter sey nie in Aegypten gewesen; sondern habe diese Scene bloß aus den Beschreibungen anderer gekannt. Alle Reisenden schildern die ägyptische Küste als niedrig und flach, und Wood selbst vergleicht sie mit der holländischen.

schen. Sicher würde Homer nicht von einer solchen Küste, wenn er sie genauer gekannt hätte, gesagt haben:

> Es braust die gewaltige Woge gegen den Strom, und rings umher brüllen die äußersten hohen Ufer.

Das ganze Gemählde würde offenbar eines seiner schönsten Züge beraubt werden, wenn man sich hier nicht hohe, felsigte Ufer dächte. Sicherlich wollte Homer eben das ausdrücken, was er in einem andern, diesem so ähnlichen Gemählde, der Beschreibung der Charybdis, Od. XII, 241, sagt:

> Umher hallte der Felsen furchtbar wieder.

S. 146. So gern ich auch unserem Verfasser darin beypflichte, daß Homer nichts aus der ägyptischen Mythologie entlehnt habe; so spricht doch die Geschichte gar zu stark gegen seine für die Aegyptier so nachtheilige Vergleichung zwischen ihnen und den Griechen. Es läßt sich auch dieselbe nicht wohl mit Woods, freylich unerwiesener und unwahrscheinlicher, Behauptung vereinigen, daß Homer in Aegypten gewesen sey; denn die Absicht bey dieser Reise könnte doch wahrlich nicht etwa gewesen seyn, um einmal durch die Bogas zu fahren; sondern er müßte gehofft haben, daselbst Kenntnisse zu erlangen, die seinen Landsleuten noch fehlten. Ueberhaupt müssen die Griechen von den ältesten

Zeiten bis zu ihrer glänzendsten Periode vortheilhafter von den Aegyptiern gedacht haben, als Wood. Dieses beweisen die Reisen, welche beynahe alle die Männer, denen Griechenland die ersten Kenntnisse der Philosophie, der Mathematik und anderer Wissenschaften verdankt, nach diesem Lande unternahmen. Und daß ihre Bemühungen nicht vergeblich gewesen und ihre Hoffnung nicht getäuscht worden, ersehen wir daraus, weil auch die spätern Griechen, da sie jene Wissenschaften schon zu einiger Vollkommenheit gebracht hatten, sich doch wieder an die Lehrer ihrer Vorgänger wendeten. Thales hatte in den mathematischen Wissenschaften keinen andern Lehrer als die ägyptischen Priester. Diog. Laert. I. c. 1, 6. Daß er, wie Wood behauptet, seinen Lehrern gezeigt haben soll, wie sie die Höhe der Pyramiden vermittelst des Schattens messen könnten, sagt meines Wissens kein Alter; wohl aber, daß er sie so gemessen habe. Diog. L. am a. O. Es ist möglich, daß Thales selbst auf diesen Einfall gekommen; aber aus dem, was uns Diogenes L. Diodorus Sic. und ander von den mathematischen Kenntnissen der Aegyptier sagen, läßt sich schließen, daß sie die Unvollkommenheit dieser Höhenmessung einsahen und bereits bessere Methoden kannten. Bey dem geheimnißvollen Wesen, mit dem sie alles behandelten, ist es freylich wahrscheinlich, daß sie den Ausländern bloß die Grundlehren mittheilten; die Anwendung aber diesen selbst überließen. Daß aber

aber die Griechen überzeugt wären, sie könnten mehr als jene allgemeine Anfangsgründe von den Aegyptiern lernen, ist außer Zweifel. Plato z. B. ging, als er bereits den Euclides, den Mathematiker Theodorus zu Cyrene, die Pythagoräer Philolaus und Eurytus in Italien gehört hatte, endlich zu den ägyptischen Gelehrten. Diog. B. III. c. 8. Er mußte also doch glauben, von diesen noch etwas lernen zu können, was er von dem Euclides und den Pythagoräern nicht gelernt hatte. Ueberhaupt würde es ganz unerklärbar seyn, wie Thales, Cleobulus, Solon, Pythagoras, Democritus, Herodotus, Plato und Andere, eine so beschwerliche Reise zu so verschiedenen Zeiten unternommen hätten, ohne es bekannt zu machen, daß ihre Mühe umsonst gewesen, und wie die Aegyptier sich bey den Griechen so lange in dem Rufe vorzüglicher Kenntnisse hätten erhalten können, wenn derselbe ungegründet gewesen wäre.

Wenn es von Moses heißt, er sey in aller Weisheit der Aegyptier unterrichtet gewesen; so wendet Wood dagegen ein, daß nach den Proben, die er von ihrer Geschicklichkeit anführt, sie ehe Taschenspieler als Philosophen gewesen. Wood hätte aber überlegen sollen, daß Menschen von der Art, als die, mit welchen er vor Pharao stand, wohl nicht seine Lehrer gewesen seyn können. Wenn wir bedenken, wie angemessen die Gesetze und Constitution, welche dieser Mann seinem Volke gab, der Lage und dem Cha-

rak-

rakter desselben waren, auf welchen festen Grundsätzen sein System gegründet war, welche Consistenz er demselben zu geben wußte, wenn es nicht zu leugnen ist, daß alles dieses, wenigstens zum Theil, seiner ägyptischen Bildung zuzuschreiben ist; so giebt uns dieses einen sehr vortheilhaften Begriff von der Staatskunst der Aegyptier.

Der Umstand, daß von den Aegyptiern keine Schriften mehr vorhanden sind, berechtigt uns eben so wenig sie als andere Völker des Alterthums, z. B. die Phönicier, aus gleichem Grunde für unwissend zu erklären. Ja, von den Aegyptiern gilt dieser Schluß vielleicht weniger, als von irgend einem andern Volke. In Aegypten machten die Gelehrten einen eigenen Stand aus, und sie theilten denen, die nicht zu ihrer Kaste gehörten, von ihren Kenntnissen nur so viel mit, als sie für rathsam erachteten. Natürlich gaben sie also diesen ihre Schriften nicht in die Hände, welches auch ganz unnütz gewesen seyn würde, da sie mit Charakteren geschrieben waren, die von denen im gemeinen Leben üblichen, ganz verschieden, und wahrscheinlich keinem aus einer anderen Kaste bekannt waren. Herod. B. II, 102. Da die ägyptischen Gelehrten ihren Mitbürgern ihre Bücher vorenthielten, wieviel mehr werden sie bemüht gewesen seyn zu verhindern, daß dieselben nicht ihren Feinden, den Griechen, bey der Eroberung Aegyptens in die Hände geriethen! Vermuthlich vernichteten sie dieselben lieber. Und wenn denn

auch

auch die Griechen einiger habhaft wurden; so verstanden sie doch entweder die Sprache nicht, oder konnten die sogenannten heiligen Schriftzüge nicht lesen, und es ist also sehr begreiflich, daß sie sich nicht sehr um Bücher, die für sie ganz unbrauchbar waren, werden bekümmert oder sie aufbewahret haben. Hierzu kommt, daß die ägyptischen Gelehrten das Mittheilen und Fortpflanzen ihrer Kenntnisse durch Bücher außer ihrer Kaste für unzweckmäßig und gefährlich scheinen gehalten zu haben. Dieses, glaube ich, beweiset die Stelle des Plato, Phädr. S. 274. 275, der sich selbst vermuthlich bey den Priestern nach Schriften erkundigte. Da sie ihm keine geben wollten; so entschuldigte sie sich mit dem, was er hier dem Sokrates in den Mund legt.

Ohne zu untersuchen, ob die ägyptischen Priester, die sich als die Eigenthümer der gelehrten Kenntnisse betrachteten und dieselben nur durch mündlichen Unterricht mittheilten, oder unsere Schriftsteller, welche auch die niedrigsten, zum Nachdenken und Urtheilen nicht gewöhnten Volksklassen einzig durch Bücher aufzuklären vermeinen, weiser und wohlthätiger handeln; so glaube ich doch, daß sich eben so wenig bey einem Volke, als bey einzelnen Menschen, die Summe der gelehrten Kenntnisse nach der Menge der Schriften berechnen lasse.

Allerdings geben uns die aus den ältesten Zeiten noch übrig gebliebenen Denkmähler der Kunst keinen vortheilhaften Begriff von dem Geschmacke der Aegyptier, eben so wenig als die ungeheuren Grabhügel in England von dem Geschmacke der alten Britten. Zu Homers Zeiten müssen die Aegyptier indessen doch Kunstwerke geschätzt haben; denn Menelaus und Helena hatten in dem ägyptischen Theben dergleichen erhalten. Od. IV, 125—132. Il. IX, 382. Daß die alten Aegyptier sich auch mit Erfolg auf die Bildhauerkunst legten, und sogar die Griechen zu ihnen reisten, um von ihnen zu lernen, beweiset unter andern die Stelle des Diodorus von Sicil. Biblioth. 1 B. am Ende. Freylich wird wohl Niemand behaupten, die Aegyptier, welche mehr zu den spekulativen Wissenschaften, als zu Werken, die feines Gefühl, Geschmack und Einbildungskraft erfordern, aufgelegt waren, hätten es in einer der bildenden Künste den Griechen gleich gethan; aber unbillig scheint es doch, sie bloß nach den jetzt noch fortdauernden rohen Monumenten zu beurtheilen. Indessen stimme ich darin unserem Verfasser vollkommen bey, daß in den Werken Homers sich nichts finde, was eine Bekanntschaft mit der Religion, den Künsten und Sitten der Aegyptier verriethe.

S. 160. Daß die Mythologie des Homer lokal für Griechenland sey, und daß in diesem

Lan-

Lande, wenn auch nicht immer ihr Ursprung, doch ihre ganze Ausbildung gesucht werden müsse, daran ist wohl nicht zu zweifeln; allein darin kann ich unserem Verfasser nicht beystimmen, wenn er das asiatische Griechenland für die Wiege der homerischen Mythen hält. Die Scene fast aller homerischen Mythen liegt offenbar im eigentlichen Griechenlande, und die Gründe, womit Wood darthun will, der Mythus von dem Kriege der Götter mit den Titanen sey in Kleinasien entstanden, scheinen so unstatthaft, daß sie ihm vermuthlich nicht damals, als er sich an Ort und Stelle befand, sondern erst nachher, einfielen. Der mahlerisch wilde Anblick nehmlich, welchen die Gebürge Macedoniens und Thessaliens, von der jonischen Küste aus betrachtet, gewährten, wenn die Sonne hinter denselben unterginge, soll nach seiner Meinung die Erfindung dieser Fabel veranlaßt haben. Wenn man aber bedenkt, daß diese Gebürge und namentlich der Olymp, wenigstens 30 deutsche Meilen von der nächsten kleinasiatischen Küste entfernt sind; so ist es unbegreiflich, wie sie von hier aus einen solchen Anblick gewähren können. Reisende versichern, der Montblanc, welcher alle griechische Berge an Höhe übertrifft, erscheine in einer Entfernung von 20 Meilen auch einem guten, aber unbewaffneten, Auge als ein weißer Punkt, unter dem sich Niemand den größten Berg Europens vorstellen würde. Vielleicht hat Wood durch ein gutes Fernrohr mehr

entdeckt; aber damit waren die Erfinder dieser Fabel nicht versehen. Endlich muß ein Gebürge, welches schon in einer so großen Entfernung romantisch wild aussehen soll, sich in der Nähe noch mehr als ein solches zeigen, und es ist um so wahrscheinlicher, daß die in der Nähe wohnenden jene Fabel erfunden haben, da sie die Erdbeben, durch welche diese Gegenden ein solches Ansehen erhielten, unmittelbarer empfanden, als die jenseits des Meeres wohnenden.

Homer als Geschichtschreiber.

Nicht jedes Buch, aus welchem Beyträge zur Geschichte gesammlet, und Folgerungen zu deren Behuf hergeleitet werden können, ist eine Geschichte, noch kann ein Dichter, welcher einige Thatsachen oder vielmehr Sagen, erzählt, deshalb ein Geschichtschreiber genannt werden. Homer hat zwar allerdings die treffendsten Gemählde des menschlichen Lebens entworfen; aber wenn Wood behauptet, er müsse ein glaubwürdiger Geschichtschreiber seyn, weil er ein genauer Mahler ist; so widerspricht dieß offenbar aller Erfahrung. Voltaire hat auch die Sitten seiner Landsleute sehr treffend geschildert; was es aber mit seiner Glaubwürdigkeit als Geschichtschreiber für eine Bewandtniß habe, weiß jeder, der dessen Leben Peters I. gelesen hat. Bey Schilderung der Sitten hat der Dichter ein sehr großes und reiches Feld vor sich, seine Phantasie hat hier freyes Spiel, er kann von so vielen Gegenständen, die sich ihm darbieten, diejenigen wählen, welche seiner Absicht am meisten entsprechen, er kann sie auf man-

nichfaltige Art zusammensetzen und einkleiden, und braucht bloß darauf Rücksicht zu nehmen, daß sie dem Charakter des Volks gemäß sind. Hier hat er also keine Veranlassung, der Natur ungetreu zu werden. Ganz anders verhält es sich mit der Erzählung wirklicher Begebenheiten, welche in eben dem Maaße unrichtig ausfallen muß, in welchem die Phantasie dabey wirksam gewesen ist. Betrifft die Erzählung nun vollends Sagen oder mündliche Ueberlieferungen, deren eigentliche Beschaffenheit niemand mehr weiß; so werden sie durch die Einbildungskraft des Dichters dergestalt verändert und verfälscht werden, daß sie für die Geschichte von keinem Nutzen mehr sind. Mit einem Worte, es ist völlig unmöglich, daß ein Mann in einem und demselben Werke zugleich sich als großer Dichter, und als ein genauer Geschichtschreiber zeigen könne, weil es ein Widerspruch ist, eine Geschichte der strengsten Wahrheit gemäß erzählen, und ihr durch Zusätze neue Anmuth zu geben. Der Dichter, welcher die Begebenheiten gerade so erzählt, als sie sich wirklich zugetragen haben, ist eben so wenig ein eigentlicher Dichter, als derjenige, welcher die Gegenstände genau so abbildet, wie sie in der Natur sind, ein eigentlicher großer Mahler ist.

Von der Richtigkeit, mit welcher Homer, nach Woods Behauptung, die Charaktere seiner Helden gezeichnet, kann unmöglich ein Beweis für seine historische Glaubwürdigkeit hergenom-

genommen werden. Wie können wir jetzt beurtheilen, ob seine Gemählde mit den Originalen übereinstimmen? Die innere Wahrheit seiner Charaktere und der Umstand, daß sie sich nicht selbst widersprechen, ist zwar unleugbar; aber diese Art von Wahrheit findet man in den Werken aller guten Dichter, selbst derjenigen, deren Charaktere ganz erdichtet sind. Eben so wenig läßt sich die Richtigkeit derselben daraus erweisen, daß Homer selbst von seinen größten Helden Fehler erzählt, und keinen einzigen von ihnen als vollkommen moralisch gut schildert. Erstlich hatte Homer von moralischer Vollkommenheit noch nicht die geläuterten Begriffe, als wir, und manche Handlungen, die wir Fehler nennen, wurden in jenen Zeiten als etwas Gleichgültiges angesehen. Zweytens war Verbesserung der Sitten wohl ein sehr untergeordneter Zweck, welchen Homer durch seine Gedichte zu erreichen suchte. Bewunderung und Vergnügen bey seinen Zuhörern hervorzubringen, war seine Hauptabsicht, und diese würde er schwerlich erreicht haben, wenn er seine Helden als Muster moralischer Vollkommenheit vorgestellt hätte; denn so liebenswürdig solche Charaktere in der wirklichen Welt sind, so wenig Interesse haben sie gewöhnlich in der erdichteten.

Homers Zeitrechnung.

Nach Woods, und wohl eines Jeden, Geständniß, der nicht ganz fremd in der ältern griechischen Geschichte ist, hatten die Griechen, ehe sie nach Olympiaden zählten, keine Aera und folglich auch keine Chronologie. Da nun Homer, besonders nach Woods Behauptung, vor diesem Zeitpunkt lebte; so ist es auffallend genug, wenn er ihn zum Lehrer der Chronologie machen will. Wie sollte er können gebraucht werden, um einiges Licht in diesen dunkelsten Theil der griechischen Geschichte zu bringen, da es schon schwer genug seyn möchte, ihn überall gegen Parachronismen zu rechtfertigen.

Zum Beyspiel, eben der Herkules, der ein Zeitgenosse des Ulysses war, der einen Gastfreund desselben, den Iphitus, erschlug, (Od. XXI, 35—37) hatte Troja ausgeplündert und zerstört. (Il. V, 642. 648. XIV, 251.). Also müßte, welches doch höchst unwahrscheinlich ist, diese Stadt in einer Zeit von etwa 20 Jahren nicht allein wieder hergestellt worden, sondern auch zu der Macht und

und dem Reichthum gelangt seyn, wodurch sie dem vereinigten Griechenlande so lange Widerstand zu leisten im Stande war.

S. 242. nennt Wood im Vorbeygehen die parische Chronik eine merkwürdige Originalakte der Geschichte. Vermuthlich ist diese Benennung ein bloßes Compliment; denn wenn er ein Werk, von dem es noch nicht völlig entschieden ist, von wem, noch wann und wo es verfertigt oder gefunden worden, das überdies an vielen und gerade an solchen Stellen defekt ist, aus welchen sich auf dessen Aechtheit schließen ließe, wie z. B. lin. 48, im Ernste für eine merkwürdige Originalakte der Geschichte gehalten hätte; so wäre doch nichts natürlicher, als daß er bey seinen Zeitangaben einige Rücksicht darauf würde genommen und nicht seinen Hypothesen den Vorzug vor derselben gegeben haben. Allein kein Chronologe ist so sehr von demselben abgewichen, als Wood. So giebt der parische Marmor Jahr, Monat und Tag an, wann Troja erobert worden, und bestimmt den Zwischenraum von dieser Zeit an, bis sich Homer durch seine Gedichte bekannt gemacht, auf 302 Jahre; dahingegen Wood für diesen Zeitraum nur 50 Jahre rechnet. Ein Unterschied, der trotz des Ausdrucks merkwürdige Originalakte zeigt, wie gering entweder seine Achtung gegen dieses Werk, oder wie groß seine Vorliebe für seine Hypothesen gewesen sey.

Die Gründe, welche Wood für die Meinung anführt, daß Homer bereits 50 Jahre nach Troja's Zerstörung seine beyden Gedichte geendigt gehabt, werden schwerlich jemanden, der sie genauer untersucht, befriedigen. Keiner der Alten, so sehr sie auch in der Angabe der Zeit, wann Homer gelebt, von einander abgewichen sind, hat dieselbe so früh angesetzt. Woods erster Grund ist aus der bekannten Stelle genommen, worin dem Aeneas und seinen Nachkommen die Regierung über die Trojaner verheißen wird. Il. XX, 307. 308. Wenn wir auch annehmen, diese Stelle sey von einer Regierung des Aeneas über die Stadt Troja und nicht über die trojanischen Ausgewanderten in einem andern Lande zu verstehen; so folgt daraus doch noch gar nicht, daß Homer diese Nachkommen gekannt habe und ein Zeitgenosse derselben gewesen sey. Homer konnte ja lange nachher von dieser Begebenheit gehört haben. Könnte nicht jetzt noch ein Dichter z. B. dem Philippus von Macedonien prophezeihen lassen, sein Sohn würde Asien besiegen und beherrschen?

Woods zweyter Grund, warum er den Homer fast zu einem Zeitgenossen seiner Helden machen will, ist von der Simplicität ihrer Sitten hergenommen. Allein es muß, wie schon oben bemerkt worden, jedem, der den Homer in dieser Rücksicht liest, äußerst auffallend seyn, wenn er neben dieser Simplicität wieder Spuren von Verfeinerung und Luxus wahrnimmt, die ein viel späteres Zeit-

alter

alter sehr deutlich zu erkennen geben. Diese Erscheinung läßt sich nicht wohl anders erklären, als dadurch, daß der Dichter oft in seine Gemählde von den frühern und roheren Sitten Züge seines eigenen, verhältnißmäßig schon sehr cultivirten, Zeitalters aufgenommen hat.

Schwerlich möchte auch der dritte Grund, den Wood aus dem Leben des Homer hernimmt, welches man dem Herodot zuschreibt, jemanden überzeugen, und es ist sonderbar genug, daß er in diesem Falle einer apokryphischen Schrift den Glauben beymißt, welchen er bey anderen Gelegenheiten den Nachrichten, die wir in den ächten Schriften des Herodot finden, verweigert. Pope und Parnel sind nicht die einzigen oder vornehmsten, wie Wood zu glauben scheint, welche die Aechtheit dieser Schrift in Zweifel gezogen haben. Um die Anthenticität derselben zu erweisen, hätte er zeigen müssen, daß die Verschiedenheiten von den übrigen Schriften des Herodot, welche Ger. Voß, Faber, Ryk, Spanheim u. a. m. in Rücksicht der Sprache und Geschichte bemerkt haben, erdichtet sind. Er hätte ferner nachweisen müssen, woher es komme, daß keiner der angesehensten alten Schriftsteller dieser Schrift erwähnt, und daß die, welche einer Lebensbeschreibung des Homer vom Herodot gedenken, auch diese meinen. Dieses Stillschweigen der Alten von einer Schrift, in der so viele Fragen, über welche man Auskunft wünschte, so bestimmt beantwortet werden, wäre un-

erklärlich, wenn sie dieselbe gekannt und für ein Werk dieses alten Geschichtschreibers gehalten hätten. Doch es läßt sich kaum denken, daß Wood die ächten Schriften des Herodot und diese Lebensbeschreibung mit einander verglichen habe; es hätten ihm sonst unmöglich die auffallenden Widersprüche entgehen können. Herodot sagt (B. II. 53) ganz deutlich: „Ich glaube, daß Hesiodus „und Homerus 400 Jahre, und nicht länger, vor „mir gelebt haben.“ In der Lebensbeschreibung aber heißt es, §. 38: „Von der Zeit an, da Ho„merus geboren ward, bis zu dem Zuge des Xer„xes gegen die Griechen, sind 622 Jahre verflos„sen.“ Nun aber hat Herodot den Feldzug des Xerxes gegen die Griechen beschrieben; und man müßte also, wenn man ihm die Lebensbeschreibung beylegen wollte, annehmen, er habe eine Begebenheit erzählt, die sich erst 222 Jahre nach ihm zugetragen. Doch genug von einer Schrift, gegen welche Wood selbst gar sehr protestirt haben würde, wenn man daraus hätte beweisen wollen, daß Homer habe schreiben können, daß er Verfasser der Batrachomyomachie sey, u. dergl. m.

Da schon die Alten die Zeit, wann Homer gelebt, nicht mehr bestimmt angeben konnten; sondern sich mit bloßen Vermuthungen begnügen mußten; so möchte jetzt wohl alle Mühe vergeblich seyn, um über diesen Punkt zu einiger Gewißheit zu gelangen. So viel aber erhellet doch aus dem

Dich-

Dichter selbst, daß er lange nach dem trojanischen Kriege gelebt habe. Er redet von dieser Zeit als so entfernt, daß man keine sichere Nachrichten, sondern bloß Sagen und Gerüchte, von derselben übrig hätte. Il. II, 485. 486. Seine Helden beschreibt er oft als Menschen anderer Art, die an Kraft mehr den Göttern, als seinen Zeitgenossen glichen. Dagegen hatten Letztere in der Cultur schon Fortschritte gemacht, die ein weit späteres Zeitalter, als das trojanische, verrathen. Herodot glaubte daher, Homer könne höchstens 400 Jahre vor ihm gelebt haben; aber auch dieses ist wahrscheinlich noch zu viel. Ohne Zweifel hat zu der Meinung von dem hohen Alterthum der homerischen Gedichte die darin herrschende Einfalt der Sitten und Sprache, nebst der Voraussetzung, Homer müsse gelebt haben, als diese Sitten und Sprache noch wirklich existirten, hauptsächlich Veranlassung gegeben. Allein hieraus kann meines Erachtens kein gültiger Beweis hergenommen werden. Aus dem Homer selbst ist es bekannt, daß zu seiner Zeit noch alte Lieder vorhanden waren, welche einzelne Scenen des trojanischen Krieges enthielten. Wahrscheinlich waren es bloß versificirte, mündlich aufbehaltene Erzählungen der Begebenheiten, ganz der Simplicität des Zeitalters gemäß, in welchem sie verfertigt wurden. Diese alten Ueberbleibsel sammlete und ordnete Homer, und aus diesem rohen Stoff bildete er durch die Kraft seines Genies die Meisterwerke, die Jahrtausende hin-

hindurch ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung geblieben sind. Er mußte von der ursprünglichen Simplicität in Sitten und Sprache manche Züge beybehalten, wenn er seine Zuhörer in jene Zeiten, die er besang, versetzen wollte. Sehen wir also einzig und allein auf das, was er, allem Anschein nach, aus jenen uralten Volksgesängen entlehnte; so gewinnt es freylich das Ansehen, als ob er bald nach dem trojanischen Kriege gelebt hätte und an Cultur seinen Helden ungefähr gleich gewesen sey. Beobachten wir aber andere Theile seiner Gedichte, von denen es außer Zweifel ist, daß sie ganz von seiner Erfindung sind, z. B. seine Gleichnisse; so wird uns vielleicht Herodots, geschweige denn Woods, Angabe viel zu hoch scheinen.

Versuch einer Erklärung der Stelle Odyssee XV, 402—412.

Νησος τις Συριη κικλησκεται, ειπυ ακυεις,
Ορτυγιης καθυπερθεν, όθι τροπαι ἠελιοιο,
Ουτι περιπληθης λιην τοσον. αλλ' αγαθη μεν,
Ευβοτος, ευμηλος, οινοπληθης, πολυπυρος·
Πεινη δ' ουποτε δημον εσερχεται, υδε τις αλλη
Νυσος επι στυγερη πελεται δειλοισι βροτοισι·
Αλλ' ότε γηρασκωσι πολιν κατα φυλ' ανθρωπων,
Ελθων αργυροτοξος Απολλων Αρτεμιδι ξυν,
Οις αγανοις βελεεσσιν εποιχομενος κατεπεφνεν.
Ενθα δυω πολιες, διχα δε σφισι παντα δεδασται·
Τησιν δ' αμφοτερησι πατηρ εμος εμβασιλευε.

Es ist bekannt, daß die gelehrtesten Ausleger des Homer, von Eustathius bis auf Wood, sich bemühet haben, diese Stelle zu erklären und die in derselben enthaltenen geographischen Schwierigkeiten zu heben; so wie hingegen andere aus derselben Homers Unwissenheit in der Geographie darzuthun

zuthun suchten. So wenig ich auch behaupten mag, daß Homer sich nie einen Fehler in geographischer Rücksicht habe zu Schulden kommen lassen, wenn er von entfernten Ländern redet; so halte ich doch dafür, daß er in Ansehung Griechenlands den Glauben völlig verdienet, welchen ihm Strabo beymißt. Nun aber betrifft diese Stelle zwey Inseln, die auf dem gewöhnlichen Wege von dem europäischen nach dem asiatischen Griechenlande lagen, und auf welchen Homer wahrscheinlich gewesen, oder bey denen er doch vorbeygefahren war. Hätte er in Ansehung solcher Gegenden, die ihm doch gar wohl hätten bekannt seyn müssen, sich geirrt; so würde es unbegreiflich seyn, wie seine Landsleute ein so großes Zutrauen zu seinen Kenntnisseu dieser Art hätten haben können, daß sie sogar bey Streitigkeiten über Besitz von Ländern sich auf ihn beriefen, und wie Strabo, den seine viele Reisen in den Stand setzten, über die Geographie unseres Dichters gründlich zu urtheilen, ein so großer Verehrer desselben hätte seyn können. Es ist daher zu vermuthen, daß die Fehler und Schwierigkeiten, welche wir jetzt in dieser Stelle finden, nicht vom Dichter, sondern anders woher rühren.

Es sind zwar Eustathius, Bochart, Pope, die Dacier, Wood bemüht gewesen, den Dichter zu vertheidigen; allein theils sind sie selbst in Fehler verfallen, theils haben sie sich genöthigt gesehen, zu bekennen, daß zwar Homer nicht in geographi-

scher,

scher, aber doch in anderer Rücksicht sich geirrt habe. Ueberdies sind nicht einmal alle Schwierigkeiten dieser Stelle von ihnen bemerkt, viel weniger gehoben worden. Doch meine Leser mögen selbst urtheilen, wie unzulänglich alle eben genannte Erklärungen sind, und wie verzeihlich es wenigstens sey, einen neuen Versuch zu wagen.

Die Hauptschwierigkeit liegt im 403. Verse, wo die Lage der Insel Syrus beschrieben wird. Sie war das Vaterland des Eumäus, des getreuen Dieners des Ulysses. Dieser setzt sie in der Beschreibung, die er seinem unerkannten Herrn von der Lage und Beschaffenheit derselben macht, ob er gleich in Ithaka war, doch jenseits Ortygia oder Delus (καθυπερθεν Ορτυγιης). Da nun aber Delus von Ithaka aus östlicher gelegen ist, als Syrus; wie kann Homer den Eumäus in Ithaka erzählen lassen, Syrus sey jenseits Delus? Zweytens, was bedeuten die Worte τροπαι ἠελιοιο?

Von diesen Worten hat uns Eustathius eine doppelte Erklärung aufbehalten, deren die eine also lautet: „Die Worte ὀθι τροπαι ἠελιοιο zeigen „an, gegen den Untergang der Sonne gelegen, „oder auf der Westseite von Ortygia.“ Diese Erklärung widerspricht sich selbst geradezu; denn ihr zufolge würde Eumäus, der sich in Ithaka, folglich westlich von Syrus befand, sagen, diese letztere Insel liege jenseits (καθυπερθεν) Delus (also ostwärts derselben) und zugleich gegen Westen.

Zudem hat nie ein Schriftsteller die Worte τροπαι ἠελιοιο gebraucht, um dadurch die westliche Himmelsgegend zu bezeichnen. Aus der Stelle Od. XI, 18, welche Eustathius anführt, wo Homer in einer Beschreibung der Abendzeit von der Sonne sagt: sie wendet sich wieder vom Himmel zur Erde hinab, und wo er das Wort (προτραπηται) gebraucht, kann die Bedeutung, die Eustathius hier dem Wort τροπαι giebt, unmöglich erzwungen werden.

Die zweyte Erklärung, welche Eustathius aufbehalten hat, ist diese: „Andere sagen, es sey daselbst eine Höle, an welcher man wahrscheinlich „die Zeit der Sonnenwende bemerken konnte, und „die man auch deshalb die Sonnenhöle genannt „hat." Nimandem aber, der die Sache genauer überlegt, wird es wahrscheinlich vorkommen, daß ein Ort, zu welchem die Strahlen der Sonne nicht dringen konnten, habe dienen können, um die Zeit der Sonnenwende zu bestimmen. Ueberdies ist es eben so unglaublich, daß man zu Homers Zeiten den Lauf der Sonne auf eine solche Weise bestimmt habe, als daß Homer, der sonst jedes Kunstwerk so umständlich und weitläuftig beschreibt, diesen so merkwürdigen Gegenstand mit den Worten ὀθι ἠ τροπαι ἠελιοιο sollte abgefertiget haben. Was zu dieser Erklärung Veranlassung gegeben, ist leicht zu errathen, nehmlich die Nachricht von dem Heliotropium des Pherecydes, von dem Diogenes Laertius sagt: es werde auf der Insel

sel Syrus aufbewahrt, B. 1, c. 11, n. 6. Vielleicht war jene Höle, deren Eustathius gedenkt, der Ort, wo dieses Heliotropium aufbehalten wurde; aber da Pherecydes lange nach dem Homer lebte; so kann durch dasselbe unsere Stelle nicht erläutert werden.

Indessen hat es doch dem Bochart so bequem zur Erklärung desselben geschienen, daß er nicht zweifelt, Homer rede von demselben. Er weicht daher von den ausdrücklichen Worten des Laertius ab, der diese Maschiene dem Pherecydes zuschreibt, und will gegen denselben aus dem Hesychius Miles. darthun, dieses Kunstwerk sey viel älter als Pherecydes, und ein schon zu Homers Zeiten berühmtes Werk der Phönicier gewesen. Wie ungegründet aber diese Behauptung sey, lehren die Worte des Hesychius selbst: Man erzählt, Pherecydes von Syrus habe keinen Lehrer gehabt; sondern sich selbst aus unbekannten phönicischen Büchern, die er besessen, unterrichtet. Hier gedenkt er also dieses Heliotropiums mit keinem Worte. Da nun Bochart weiter keinen Beweis beybringt; so ist seine ganze Behauptung höchst unwahrscheinlich.

Die Art, wie Bochart die erste Erklärung des Eustathius widerlegt, ist wirklich so sonderbar, daß ich diese Stelle hersetzen will: Eustathius fallitur, cum per ἡλιȣ τροπας vult intelligi, quasi sita sit Syrus προς τα δυτικα μερη της Ορτυγιας, ad occiduas partes Ortygiæ, seu Deli. Cum

 con-

contra Deli ad ortum sit Syrus, non ad occasum. Ita describunt geographi *). Et rem sic se habere, vel ex ipso Homero patet, apud quem Eumæus in Ithaca Συρίην asserit esse Ὀρτυγίης καθύπερθεν, trans Ortygiam, id est trans Delum. Quo nihil dici potuit falsius, si Syrus sit ad occasum Deli, ubi etiam Ithaca. Geogr. Sacr. P. II, I. c. 14, p. 445.

Wirklich liegt auch auf seiner erbärmlichen Karte Syrus gegen Osten, und Delus gegen Westen. Man müßte sich in der That wundern, daß ein Mann, der mit einem solchen Aufwand von Gelehrsamkeit über die alte Geographie geschrieben, in einen solchen Fehler habe fallen können, wenn wir nicht wüßten, daß die Namen der Oerter viel mehr Interesse für ihn hatten, als alles übrige. Daß aber andere Gelehrten, wie z. B. die Dacier, dem Bochart so blindlings und mit so großen Lobsprüchen haben folgen können, ist mir unbegreiflich.

Pope hat sich in seiner Uebersetzung ebenfalls nach der Bochartschen Erklärung gerichtet:

> There curious Eyes inscrib'd with wonder trace
> The sun's diurnal and his annual race.

Indeß versucht er durch eine Conjectur die erste Erklärung des Eustathius zu vertheidigen, von der ich

*) Was mögen das für welche seyn?

ich aber nichts weiter sagen will, als daß die irrige Vorstellung Bocharts von der Lage der beyden Inseln dabey zum Grunde liegt.

Die Worte 'Ορτυγιης καθυπερθεν erklärt Wood auf folgende Weise: Homer habe sich über die Lage von Syrus so ausgedrückt, als ein Jonier, und darauf Rücksicht zu nehmen vergessen, daß er den Eumäus und in Ithaka redend einführe. Ich gestehe gern zu, daß diese Hypothese sehr geschickt ist, den Homer gegen einen geographischen Fehler zu vertheidigen; dagegen aber stellt sie den Dichter dem Vorwurfe bloß, unbedachtsam und zerstreuet geredet zu haben. Denn das würde er doch offenbar gethan haben, wenn er in einer und derselben Stelle in einen zweyfachen Irrthum verfallen wäre, und auf eine so unverzeihliche Art Personen und Oerter mit einander verwechselt hätte. Ein Irrthum, welcher allenfalls von einem Manne zu erwarten ist, der sich nie weit von seinem Geburtsorte entfernt und sich dadurch gewöhnt hat, aus diesem Gesichtspunkte alle andern Länder zu betrachten; aber nicht vom Homer, der wahrscheinlich einen großen Theil seines Lebens auf Reisen zugebracht hat. Fehler gegen die Geographie mag Homer begangen haben; aber Beyspiele von solchen Fehlern, als ihm durch die woodische Hypothese zur Last gelegt werden, sind mir wenigstens unbekannt, und wenn er denn ja auf keine andere Weise vertheidigt werden kann; so wollen wir ihm lieber diesen geographischen Fehler zu gute halten.

Die Conjectur, durch welche Wood die Worte ὀθι τροπαι ἠελιοιο erläutert, ist folgende: In den ältesten Zeiten, als die Menschen noch mit den ersten Elementen der Astronomie sich begnügt hätten, wäre den Einwohnern von Chius die Reihe der cycladischen Inseln vielleicht als eine unförmliche Ellipse vorgekommen, an welcher sie den jährlichen Lauf der Sonne bemerkt hätten, und da hätte es ihnen dann scheinen können, als wenn die Sonne zur Zeit des Winter-Solstitiums hinter Syrus unterginge und sich dann wieder nach Norden wendete.

Folgende Gründe scheinen mir dieser Hypothese zuwider zu seyn:

1) Zweifle ich, ob je ein Schriftsteller die Worte τροπαι ἡλιε gebraucht habe, um den Ort oder den äußersten Punkt am Horizonte zu bezeichnen, welchen die Sonne im Sommer- oder Winter-Solstitium erreicht.

2) Daß die Inseln Andrus, Tenus, Rhenea, Myconus ein Segment einer unförmlichen Ellipse bilden, woran man allenfalls von Chius aus die Bewegung der Sonne gegen Süden und Norden habe bemerken können, will ich zugeben; aber Syrus liegt nicht in der Reihe dieser Inseln, sondern hinter denselben, von welchem Theile der jonischen Küste man sie auch betrachtet. Wood selbst gesteht, daß den Einwohnern von Chius, Syrus hinter Tenus liege. Da nun aber Syrus von Chius, nach den besten Karten, über funfzehn deut-

deutsche Meilen entfernt ist, und überdies die Aussicht durch das sehr bergigte Tenus gehindert wird; so begreife ich nicht, wie man jene Insel und nicht vielmehr das nähere Tenus zur Bezeichnung des Solstitiums gewählt hätte.

3) Tritt hier eben die Schwierigkeit ein, die schon oben bey Woods Erklärug der Worte καθυπ. ορτ. bemerkt worden, nehmlich daß diese Conjektur den vielen und weiten Reisen des Homer, von dem Wood sogar glaubt, er sey bis nach Aegypten gekommen, geradezu widerspricht. Ein Landmann, ein Hirt, der immer in der Nachbarschaft seines Geburtsorts, dessen Horizont immer fast der nehmliche geblieben ist, kann sich wohl auf diese Art ausdrücken; aber nicht ein Mann, der viel gereiset ist. Schon eine Reise von einigen Meilen auf der jonischen Küste nach Süden zu hätte ihm das Unschickliche dieses Ausdrucks zeigen müssen. Was würden die europäischen Griechen von dem Homer gedacht haben, wenn er gesagt hätte, die Sonne ginge zur Zeit des Wintersolstitiums hinter Syrus unter, und wie hätte damit die hohe Meinung bestehen können, die sie von den geographischen Kenntnissen des Dichters hatten?

Daß alle diese Versuche zur Erklärung dieser Stelle einen neuen nicht überflüßig machen, darüber wird wohl ein jeder mit mir einverstanden seyn; ob aber der meinige das leisten werde, was Eustathius, Bochart, die Dacier und Wood nach meiner Meinung nicht geleistet haben, das mögen

sachkundige Leser beurtheilen. Vielleicht hat mein Versuch wenigstens den Nutzen, daß ein Anderer dadurch veranlaßt wird, diese dunkle Stelle in ein helleres Licht zu setzen, als es mir gelungen ist.

Wenn diese Stelle durchaus von der cycladischen Insel Syrus erklärt werden müßte; so würde ich getrost alle Hoffnung aufgeben, eine bessere Erklärung zu finden, als meine Vorgänger. Ehe ich also weiter gehe, glaube ich erst untersuchen zu müssen, ob die Erzählung des Homer nothwendig von dieser Insel zu verstehen sey.

Schon Strabo, dessen Stimme bey geographischen Untersuchungen über den Homer von so großem Gewicht ist, drückt sich zweifelhaft aus: Dieser Insel scheint der Dichter unter dem Nahmen Syria Erwähnung zu thun. B. X, S. 487. Eustathius, der die ganze Stelle aus dem Strabo abgeschrieben, geht doch darin von demselben ab, daß er das, worüber jener ungewiß war, für ausgemacht annimmt, ohne einen Grund davon anzugeben. Indessen ist es doch wunderbar, daß alle Ausleger nicht dem Strabo, sondern dem Eustathius gefolgt sind.

Die wichtigsten Gründe aber gegen die gewöhnliche Meinung giebt uns Homer selbst an die Hand. 1) Haben wir schon oben gesehen, daß, wie man auch den 403. V. erklärt, man doch immer voraussetzen muß, Homer habe sich auf eine oder die andere Weise geirret, so lange man annimmt, es sey von der Insel Syrus die Rede.

2) Sehr

2) Sehr richtig bemerkt Eustathius, die Worte εἴπου ἀκούεις gäben zu erkennen, daß die Insel wenig bekannt gewesen sey. Eben dieses zeigt auch das Wort τις bey νῆσος. Eine solche Insel war aber Syrus keinesweges. Sie lag so nahe bey Delus, welches schon in den ältesten Zeiten als der Geburtsort des Apollo von Reisenden häufig besucht ward, daß sie Keinem, der in Delus gewesen war, unbekannt seyn konnte. S. Hymn. Homer. in Apoll. 147. Thucyd. B. III, 104. Ja sie war größer und fruchtbarer, als Delus. Hierzu kommt noch ein anderer Umstand, wodurch Syrus schon in den frühesten Zeiten bekannt werden mußte, nehmlich die, welche aus dem europäischen Griechenlande nach Asien, oder zurück fuhren, wählten mehrentheils den Weg bey den Cycladen vorbey. Fast einem jeden also, welcher die zu des Dichters Zeit so gewöhnliche Fahrt von Asien nach Europa oder zurück gemacht hatte, mußte diese Insel bekannt seyn. Ueberdies richtet Eumäus seine Erzählung an einen Mann, der ihn eben von seinen vielen und weiten Seereisen unterhalten hatte. Alles dieses macht es sehr unwahrscheinlich, daß Homer seinen Landsleuten eine Insel als unbekannt beschrieben habe, die sie wahrscheinlich Alle sehr wohl kannten.

3) Endlich kommt in dieser Erzählung manches vor, welches mir, wenn man es von Syrus versteht, unerklärlich scheint. Wie kann von einer Insel, die alle Bedürfnisse des Lebens im Ueber-

flusse hervorbrachte, wo nie Mangel und Krankheiten herrschten, deren Einwohner nur vor Alter starben, gesagt werden, sie sey nicht volkreich? Und wie will man den 411 Vers von dieser Insel erklären?

Alle diese Schwierigkeiten bewegen mich zu glauben, man müsse die Insel Syrus verlassen und eine andere aufsuchen, auf welche die in unserer Stelle enthaltene Beschreibung besser passet. Da es aber keine Insel dieses Namens weiter giebt; so will ich versuchen, ob das, was hier erzählt wird, von einer andern, die beynahe denselben Namen führt, sich besser erklären lasse. Es bedarf nur die Veränderung eines Buchstabens, wenn wir anstatt Συριη, Ψυριης setzen. So gering auch diese Veränderung ist; so würden meine Leser sie mir doch nicht verzeihen, wenn ich nicht die Gründe angäbe, welche mich zu derselben bewogen haben.

Zu der Zeit, als Homers Gedichte zuerst aufgezeichnet wurden, es mag nun dieses von dem Dichter selbst, oder erst nach ihm geschehen seyn, drückte man den doppelten Ton, welcher jetzt durch ψ bezeichnet wird, mit den zwey einzelnen Buchstaben, aus denen er zusammengesetzt ist, π oder φ und σ aus. Wie leicht war es also, daß ein Abschreiber, welcher wußte, daß Syrus ganz nahe bey Delus liege, welcher von dem Heliotropium des Pherecydes gehört hatte, welches man in jener Insel aufbewahrte, und daher nicht zweifelte, die Worte τροπαι ἠελιοιο bezögen sich auf dasselbe, das

π

ϱ als fehlerhaft ausließ. Es fehlt auch nicht an Beyspielen, daß die Verwechselung des σ und ψ in den Namen der Örter eben nichts ungewöhnliches war. So scheint Stephanus Byzant. selbst Syrus und Psyrus mit einander verwechselt zu haben, da er sagt: Συρος νησος Ἰωνικη. Wobey Holsten anmerkt: Mirum, quibus oculis Strabonem inspexerit Stephanus, si vitio locus careat. Συρος enim Cycladum una describitur a Strabone l. X, p. 487. ordine cum reliquis. Ψυρος autem Jonica insula prope Chium, quae Ψυρα nostro loco, Ψυρια Homero et τα Ψυρα neutro plurali Straboni l. XIV, p. 645. Hae duae manifeste hic confunduntur *). Da also dieses selbst von Geographen geschah; so glaube ich keinen Tadel zu verdienen, wenn ich vermuthe, daß auch bloße Abschreiber in diesen Irrthum verfallen seyn, besonders

---

*) Es scheint überhaupt die Insel Syrus dazu bestimmt gewesen zu seyn, mit andern von ähnlichem Namen verwechselt zu werden, welches unter andern auch vom Cicero oder dessen Abschreibern geschehen ist. Im 12. Br. des 5 B. ad Atticum beschreibt er seine Reise von Athen nach Delus also: Sexto die Delum Athenis venimus. Pridie nonas Quintil. a Piraeeo ad Zostera, vento molesto, qui nos ibidem nonis tenuit. A. d. VIII idus ad Ceo jucunde. Inde Giarum saevo vento, non adverso: Hinc Scyrum, inde Delum. Von Giarus nach Delus über Scyrus wäre ein weiter Umweg; es muß schlechterdings Syrum heißen.

ders da dieses, dem oben gesagten zufolge, hier so leicht war.

Wir wollen nun sehen, in wie fern sich die Erzählung des Homer auf die Insel Psyrus anwenden lasse.

Νησος τις — ειπου ακουεις.

Da Psyrus, deren Homer unter dem Namen Ψυρίη Erwähnung thut, Od. III, 171. eine kleine, wenig bekannte, von Ithaka entlegene Insel ist; so konnte Homer ihre Beschreibung sehr passend mit diesen Worten anfangen; denn es konnte jemand viel zur See gereiset seyn, ohne etwas von ihr gehört zu haben.

'Ορτυγιης καθυπερθεν.

Wood sagt, in den Zusätzen zu S. 35. Einer seiner Freunde glaube, diese Worte bezögen sich auf die Breite von Syrus und Homer habe dadurch anzeigen wollen, diese Insel liege nördlicher als Delus. Auch andere Ausleger sind dieser Meinung gewesen. Was ich an dieser Hypothese auszusetzen habe, ist, daß, obwohl die oberste Spitze von Syrus etwas nördlicher ist, als Delus, weil jene größer ist, doch beyde Inseln völlig unter gleicher Breite liegen und die ganze geringe Entfernung darin besteht, daß jene mehr nach Westen ist. Wood aber zweifelt aus einem andern Grunde an der Richtigkeit dieser Erklärung, weil nehm-

lich

lich diese Bedeutung des καθυπερθε viel jünger sey als Homer. Vielleicht hätte Wood die Meinung seines Freundes nicht ganz verworfen, wenn ihm folgende Stelle eingefallen wäre, über welche er selbst commentirt hat: „Spät nach uns folgte der „bräunliche Menelaus; er erreichte uns in Lesbos, „berathschlagend über die lange Fahrt, ob wir unsern Rückweg nehmen sollten, oberhalb des rauhen Chios (καθυπερθε. X.) nach der Insel Psyria „hin, diese zur Linken behaltend; oder unterhalb „Chios, bey dem stürmischen Mimas vorbey. Od. III, 168—172.

Sie wählten den ersten Weg, und landeten bey Gerästus in Euböa, so daß ihnen Chius südlich blieb. Ich sehe also nicht ab, wie man die Worte καθυπ. X. anders erklären wollte, als nördlich von Chius, und folglich würde Ορτ. καθυπ heißen, nördlich von Delus. Auch die Stelle, Od. IX, 25. „Sie (Ithaka) liegt am höchsten hinauf, Nachtwärts, (πανυπερτατη προς ζοφον)“ beweiset dieses; denn Ithaka liegt unter den hier genannten Inseln wirklich am nördlichsten. Tragen aber meine Leser doch Bedenken, diese Erklärung anzunehmen; so können wir auch bey der gewöhnlichen bleiben. Da nach der bereits gemachten Anmerkung der gewöhnlichste Weg von Kleinasien nach Griechenland bey Delus vorbey ging, und Eumäus über diese Insel nach Ithaka gekommen war; so konnte er allerdings sagen, Psyrus liege über oder jenseits Delus. Nicht leicht schiffte wohl jemand

diese letztere, auch schon, wie selbst unsere Stelle beweiset, zu Homers Zeiten sehr berühmte Insel vorbey, ohne auf derselben zu landen, und also konnte Eumäus nach ihr sehr wohl die Lage seines Vaterlandes bezeichnen.

Ὄθι τροπαι ἠελιοι.

Da dieser Ausdruck nur dies eine mal im Homer vorkommt, und also aus ihm der wahre Sinn desselben sich nicht mit Gewißheit bestimmen läßt; so werde ich mich an den Schriftsteller halten, der dem Homer am nächsten lebte, nehmlich an den Hesiodus.

„Wenn aber sechzig Tage nach der Sonnenwende „(μετα τροπας ἠελιοιο) Zeus die Wintertage geendigt. Oper 562. 563. Funfzig Tage nach der Sonnenwende (μετ. τρ. ἠελ.) wenn der Sommer zu „Ende geht.“ 661. 662. In der ersten Stelle wird offenbar das Winter-, und in der zweyten das Sommer-Solstitium bezeichnet *).

Wenn also τρ. ἠελ. ὀθι, bloß die Zeit der Sonnenwende bedeutet; so muß auch das Wort das nur vom Orte gebraucht wird, in ὅτε verändert werden

*) Diese Art zu reden ist auch von den spätern Schriftstellern beybehalten worden. Antigon. Caryst. Cap. 92. Aristot. histor. animal. V. 19, p. 605.

den. Es ist leicht einzusehen, wie das ὄθι in den Text gekommen ist. Den alten Auslegern des Homer, die Alle fest überzeugt waren, daß entweder das Heliotropium des Pherecydes oder die westliche Himmelsgegend angedeutet werde, mußte nothwendig das ὅτε ganz unerklärlich scheinen, und es wäre zu verwundern, wenn sie es nicht mit dem ὄθι vertauscht hätten. Wenn also meine Leser diese, nach meiner Meinung nöthige, Veränderung billigen; so können die Worte ὅτι τρ. ἠελ. nichts anders heißen, als: Wann die Sonnenwende ist, oder zur Zeit der Sonnenwende. Ich trenne sie also von dem vorhergehenden, und nehme an: Eumäus wolle dadurch nicht die Gegend, wo sein Vaterland lag, näher bezeichnen; sondern er fange mit denselben die Beschreibung selbst an.

Ουτι περιπληθης λιην τοσον.

Diese Stelle ausgenommen, findet sich das Wort περιπληθης nicht wieder im Homer; aber aus der Verbindung ist es schon deutlich, daß man es nicht anders verstehen könne, als es schon Eustathius erklärt, volkreich. Wie paßt nun aber dies zu der folgenden Beschreibung? „Sie ist zwar nicht „sonderlich volkreich; aber doch gesegnet, gut für „Rinder und Schafe, an Wein und Weizen reich; „Mangel naht sich nie dem Volke, noch überfällt „eine schreckliche Seuche die Sterblichen; sondern „wenn die Menschen in der Stadt altern; so

„kommt

„kömmt mit der Artemis Apollo, geziert mit silber„nem Bogen, und tödtet schnell mit lindem Ge„schoß die Menschen." Ich sehe nicht ein, wie diejenigen, die das ὀθι τϱ. ἠελ nicht mit dieser Beschreibung verbinden, sich aus dieser Schwierigkeit helfen. Nach meiner Erklärung von jenen Worten, verstehe ich dieses nicht von der eigentlichen und wahren Volksmenge, sondern von der, wie sie zur Zeit des Sommersolstitiums war.

Um dieses zu erläutern, ist es nöthig, daß ich von der natürlichen Beschaffenheit von Psyrus etwas weniges sage. Strabo beschreibt diese Insel also: Dann folgt das Vorgebürge Meläna, bey welchem die Insel Psyra liegt, die funfzig Stadien vom Vorgebirge entfernt und hoch ist, mit einer Stadt gleiches Namens. B. 14, S. 654. Außer diesem bemerkt Eustathius noch, daß sie einen Hafen für zwanzig Schiffe habe, und daß wegen ihrer Geringfügigkeit das Sprüchwort Ψυϱα τοι Διονυσον entstanden sey. zu Od. III, 171.

Dieser Umstand scheint freylich eben nicht geschickt, meine Erklärung wahrscheinlich zu machen. Dagegen bemerke ich nun folgendes: Erstlich ist es zwar nicht zu leugnen, daß man diese Insel in den spätern Zeiten gering geachtet habe, und daß sie sogar zu jenem Sprüchworte Gelegenheit gegeben; aber dieses hätte, wie ich nachher zeigen werde, gar nicht entstehen können, wenn sie nicht vorher in einem ganz andern Zustande gewesen wäre. Strabo beschreibt sie zwar als bergigt; aber

dar-

daraus folgt noch nicht, daß sie auch unfruchtbar gewesen. Sie scheint vielmehr ungefehr von eben der natürlichen Beschaffenheit gewesen zu seyn, als die ihr gegenüber liegende und so nahe Küste von Chius, die wegen ihrer Fruchtbarkeit unter dem Namen Ariusia so berühmt war. Zweytens glaube ich, Homer habe nicht bloß Psyrus, sondern auch jene ihr gegenüber liegende Küste, zugleich mit beschrieben. Folgende Gründe haben mich auf diese Conjektur gebracht. Erstlich scheinet Homer dieselbe selbst zu bestätigen; denn was will er mit dem 411. und 412. V. sagen?

Ἐθα δυω πολιες, διχα δε φισι παντα διδασται.
Τῃσιν δ'αμφοτεῤῃσιπ ατηρ ἐμος ἐμβασιλευε.

Dies wird gewöhnlich übersetzt: „Dort sind „zwey Städte, zweyfach ist ihnen alles getheilt, „und beyde beherrschte mein Vater als König.“ Nun aber gedenkt kein Geograph zweyer Städte, weder in Syrus noch in Psyrus; und wenn wir sowohl die Zeit, von der die Rede ist, als den geringen Umfang beyder Inseln erwägen, so ist es unwahrscheinlich, daß auf einer derselben zwey Städte gewesen seyn sollen. Auch würde alsdann der Anfang der Beschreibung um so weniger für Syrus passend gewesen seyn; denn eine Insel mit zwey Städten, die in dem frequentesten Theile des Archipelagus lag, hätte doch einem erfahrnen

Seemanne nicht können so ganz unbekannt geblieben seyn. Und wenn auch dies wäre; was bedeuten die Worte: Zweyfach war ihnen alles getheilt? Daß eine jede Stadt ihre eigene Aecker, Heerden u. s. w. werde gehabt haben, versteht sich von selbst. Homer scheint also bey dem getheilt nicht sowohl auf Besitzungen, als auf eine durch die Natur bewirkte Trennung Rücksicht genommen zu haben; denn nirgends drückt er sich so aus über Städte, die unter Einem Könige standen. Aber mit den nehmlichen Worten beschreibt er das zweyfache Vaterland der Aethiopen: „Aethiopen, „die zweyfach getheilt sind, die entferntesten unter den Menschen, diese gegen Abend, jene gegen Morgen.“ Od. I, 23. 24. Eben so scheint Homer in unserer Stelle zwey durch eine Meerenge getrennte πολεις (Länder) anzeigen zu wollen.

Daß πολις nicht bloß eine Stadt, sondern auch ein Land bedeute, sieht man selbst aus unserer Stelle; denn im 408. V. muß es doch nothwendig etwas anders anzeigen, als im 411., weil sonst Homer sich selbst widersprechen würde. Strabo im VIII. B. S. 356 hat durch mehrere Stellen diese Bedeutung außer Zweifel gesetzt. Die eine πόλις würde demnach in unserer Stelle Psyrus, die andere Ariusia seyn.

2) Ari-

2) Ariusia war von Alters her wegen des vortrefflichen Weins, der da gebauet ward, berühmt. Strabo läßt die Beschreibung dieses Landes unmittelbar auf die eben angeführte, welche er von Psyrus giebt, folgen. „Dann kommt die Landschaft Ariusia; sie ist gebirgig, ohne Hafen, ungefehr 300 Stadien groß und bringt den besten griechischen Wein hervor.“ B. XIII, S. 645. Stephanus hat dieses wörtlich vom Strabo abgeschrieben, wiewohl etwas fehlerhaft. Den Anfang der Beschreibung aber hat er aus einem andern Geographen genommen: Ἀρυσια, (Αριϰσια) χωριον των Ψυρων και Χιϰ. Wie viel diese Stelle den Auslegern zu schaffen gemacht hat, mag folgende Anmerkung Berkels zu derselben zeigen: Constanter ita legunt libri Mss. et vulgati. — Verum quae porro in hisce verbis sunt emendanda viri docti intacta reliquere; nam quid quaeso sibi volunt haec verba: χωριον των Ψυρων και Χιϰ? An Ariusia et Psyrorum et Chii regiuncula censeri potest? Apage nugas hasce. Procul dubio post χωρίον vel μεταξὺ vel simile quid periit, quod nisi quis adjecerit, frustra in emendatione hujus loci sudabit: optime enim Ariusia inter Psyra et urbem Chium, in orientali latere insulae sitam, collocari potest, quod ferme ab omnibus, qui in mappis geographicis operam posuere, praetermissum est. — Quod, fügt Holsten hinzu, videtur movisse Isaacum Casaubonum,

 ut

ut codicis sui orae adscriberet pro και Χιυ legendum της Χιυ; sed nec sic error tollitur, qui hic non penes librarios, sed auctorem est.

Meiner Hypothese zufolge, wenn man sie einigermaßen billigen sollte, sind nun alle die Beschuldigungen eines Irrthums, welche man dem Stephanus macht, und alle Veränderungen dieser Worte völlig unnütz; denn so wie wir sie lesen, geben sie einen ganz guten Sinn. Eine Landschaft auf Chius, der Insel Psyrus zugehörig. Hingegen könnte man mir zwar den Einwurf machen, dieser Lexicograph habe viel zu spät gelebt, als daß man aus ihm lernen könne, wie zu Homers Zeiten diese Länder beschaffen gewesen. Allein wenn man bedenkt, daß Stephanus die Städte und Länder nicht so beschreibt, wie sie zu seiner Zeit beschaffen waren; sondern daß er bloß die Beschreibungen älterer Geographen sammlete; so ist leicht zu vermuthen, daß er auch diese Worte aus einem andern Schriftsteller entlehnt habe.

3) Wenn wir aber auch nicht durch Zeugnisse darthun könnten, daß nothwendig diese beyden Landschaften immer in genauer Verbindung mit einander müssen gestanden haben; so würden wir doch aus ihrer Beschaffenheit dieses zu schließen berechtiget seyn. Beyde waren nur durch eine schmale Meerenge von einander getrennt; eine hatte das,

wor-

woran es der andern fehlte. Ariusia war fruchtbar, besonders an vortrefflichem Wein; aber es hatte keinen Hafen, um seine Produkte auszuführen. Psyrus war zwar weniger fruchtbar; aber es war mit einem Hafen versehen, aus welchem die ariusischen Produkte bequem weiter verführt werden konnten. Daß dieses auch wirklich geschehen sey, beweiset das schon oben erwähnte alte Sprichwort: Ψυρα τον Διονυσον, oder παρα Ψυρα τον Διονυσον ἀγειν. Ich sehe nicht ein, wie man auf dasselbe hätte kommen können, wenn es nicht gewöhnlich gewesen wäre, den ariusischen Wein nach Psyrus zu führen. Dictitatum, sagt Erasmus, ubi vinum appositum in convivio nemo gustat. Ist dieses der Sinn des Sprichworts, so würde es beweisen, daß die Einwohner von Psyrus den Wein nicht selbst tranken, sondern ihn ins Ausland verführten. Selbst der Umstand, daß diese Insel in der Folge ein Gegenstand des Spottes ward, scheint zu beweisen, daß sie sich einmal im Wohlstande, der den Neid ihrer Nachbarn rege machte, befunden habe, und daß der Contrast ihrer vormaligen und nachherigen Lage sehr auffallend gewesen seyn müsse. Die Insel selbst war unbeträchtlich, und brachte höchstens nur so viel hervor, als nöthig war, ihre Einwohner zu nähren; ihre Lage aber und ihr Hafen können ihr einigen Werth gegeben haben. Wahrscheinlich wurden die Produkte von Ariusia nachher aus einem

nem andern Hafen von Chius exportirt; folglich sank diese Insel wieder in ihre ursprüngliche Armseligkeit zurück, und ward auf diese Weise ein Gegenstand des Spottes.

Aus allem diesem glaube ich schließen zu können, daß in den früheren Zeiten Psyrus und Ariusia sehr genau mit einander verbunden gewesen, und daß daraus die Worte: ὅτε τρ. ἠελ. οὔτι περιπληθης λιην τοσον, (zur Zeit des Sommersolstitiums ist sie nicht sonderlich volkreich) zu erklären sind.

Die Hauptursach, warum um diese Zeit gerade Psyrus weniger bevölkert war, läßt sich leicht vermuthen. Die Erndte und die herannahende Weinlese erforderte viel Arbeiter, und deshalb mögen Viele, die eigentlich auf der Insel wohnten, sich nach Ariusia begeben haben. Zweytens hatte Psyrus keinen eigentlichen Fluß, sondern bloß Bergströme. Daß diese in der heißesten Jahreszeit, also zur Zeit der Sommersonnenwende, austrockneten, schließe ich aus einer Stelle des Antig. Caryst. C. 142. Man erzählt, daß die Heerden in Psyrus *) nur alle fünf Tage getränkt würden. Auch Aelian sagt, die Ziegen auf dem Berge Mi-

*) Wenn diese Lesart, wie ich glaube, richtig ist.

Mimas *), der auf der gegenüberliegenden Küste Joniens ist, tränken sechs Monate lang nicht. Diese Fabeln können doch wohl nur von denen erfunden worden seyn, welchen es unbegreiflich war, woher die Heerden während der sechs Sommermonate Wasser zum Trinken bekämen. Also alle, die sich mit der Erndte und Weinlese abgaben, die mit dem wenigen Regenwasser für sich und ihre Her-

---

*) Holsten zum Stephan. glaubt zwar, der Mimas sey ein Berg auf Psyrus, und Niclas zum Antigon. Caryst. Beckmanns Ausg. scheint ihm beyzustimmen; allein er liegt auf der jonischen Küste, Chius gegenüber. S. Strab. B. XIV, S. 645, wo seine Lage sehr genau bestimmt wird. Es würde wirklich schwer zu errathen seyn, wie Holsten sich in der Lage eines so bekannten Berges habe auf eine solche Art irren können, wenn er nicht selbst die Stelle anführte, die ihn zu diesem Irrthume verleitet hat, nehmlich Cic. an den Att. B. XVI. Br. 13. Cicero wiederholt hier eine Stelle aus einem Briefe des Attic., worin dieser dem Cic. zu einer Reise räth, die er aus Scherz mit homerischen, aus Od. III, 168 — 172 genommenen, Ausdrücken beschreibt. Homer giebt in jener Stelle die Lage dieser Gegend ganz richtig an. Die Stelle des Cic. aber, indem einige Worte des Homer theils versetzt, theils ausgelassen sind, würde, wenn man sie im Ernst als eine Beschreibung jener asiatischen Gegend ansehen wollte, geradezu widersinnig seyn.

Heerden nicht zufrieden waren verließen während der heißen Jahreszeit die Insel.

Der vornehmste Einwurf, den man gegen diese Erklärung machen möchte, ist wohl folgender: Wie kann diese Stelle zugleich von der Insel Psyrus und Ariusia verstanden werden, da Homer gleich im ersten Verse ausdrücklich nur die Beschreibung einer Insel ankündigt? Allein wenn wir uns recht in die Lage des Eumäus versetzen; so wird uns seine Erzählung, wo nicht der strengsten Wahrheit gemäß, doch wenigstens sehr natürlich vorkommen. Er wollte einem Fremden sein Vaterland schildern, und da konnte es wohl nicht fehlen, daß er in seiner Beschreibung alles ausließ, was eine geringe Vorstellung von demselben erregen konnte, und hingegen alles, was sich zu seinem Lobe irgend sagen ließ, erwähnte. Noch zu unseren Zeiten, wo eine höhere Cultur uns gelehrt hat, die Welt als das gemeinschaftliche Vaterland der Menschen zu betrachten, bemerken wir dieses Bestreben bey jedem, der sich mit dem Eumäus in gleichem Falle befindet; wie viel mehr also zu der Zeit, als Homer sang?

So lange Eumäus bloß die Lage der Insel, wo er geboren war, und das, was weder zum Lobe, noch zum Tadel derselben gereichte, beschreibt, redet er auch bloß von ihr. In der Beschreibung

von der natürlichen Beschaffenheit derselben aber schien sie ihm freylich nicht hinlänglich, um dem Fremden einen vortheilhaften Begriff von ihr beyzubringen, und da war es wohl natürlich, daß er die zu derselben gehörige Küste von Chius mit zu Hülfe nahm und alles Lobenswürdige anführte, was sein Vaterland im weitern Sinne enthielt. Stellen wir uns den guten Eumäus als einen Geographen vor, so verdient seine partheyische Schilderung allerdings Tadel; denken wir ihn uns aber als einen Mann, der auch in der Fremde noch mit Sehnsucht an sein geliebtes Vaterland dachte; so werden wir ihm gewiß ein wenig Partheylichkeit gern verzeihen. Ueberdies kann man auch nicht sagen, daß Eumäus aus zu großer Vorliebe für sein Vaterland zum Lügner geworden sey. Gute Weiden scheint Psyrus allerdings gehabt zu haben, und Wein- und Weizenreich konnte es wenigstens genannt werde., wenn es, wie ich glaube, seines Hafens wegen, der Stapel dieser Produkte für Ariusia war.

Damit meine Leser bequemer über diese Erklärung, die ich freylich für bloße Conjektur ausgebe, urtheilen können, will ich eine, dem bisher gesagten gemäße, Umschreibung dieser ganzen Stelle beyfügen: Es ist eine kleine, wenig bekannte, von Ithaka entlegene Insel, von der du, ob du gleich so viel zur See gereiset bist, vielleicht nie etwas

ge-

gehört hast, mit Namen Psyrus. Sie liegt über Delus, so, daß wenn du dahin reisen wolltest, du vor Delus vorbey segeln müßtest. Sie ist zwar zur Zeit des Sommersolstitiums eben nicht sehr volkreich, weil alsdann viele Einwohner die Insel verlassen, und sich nach der gegenüber liegenden Küste von Chius, die ihnen gehört, begeben; einige der Erndte und besonders der Weinlese wegen, andere, weil es in den heißen Monaten an trinkbarem Wasser für die Heerden fehlet. Deswegen aber ist die Insel doch gar nicht schlecht. Nie drückt Mangel die Einwohner; sie besitzen zahlreiche Heerden von Rindern und Schaafen, und Wein und Weizen wird ihnen im Ueberfluß aus dem ihnen zugehörigen Theile der chiischen Küste zugeführt. Die Luft ist so gesund, daß die Menschen keinen Krankheiten unterworfen sind; sondern bloß vor Alter sterben. Mein Vaterland besteht eigentlich aus zwey Theilen, die durch eine schmale Meerenge getrennt sind, und die Beyde mein Vater als König regierte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marées, Heinrich Wilhelm Abraham <<de>>,

Versuch über die Cultur der Griechen zur Zeit des Homer Nebst einigen geographischen Anmerkungen zu Robert Woods Versuch über das Originalgenie des Homer

Berlin 1797

A.gr.a. 1499
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10233626-2
VD18 11416599